PENTHESILEA

© 2021 Erich Weiß Verlag, Bamberg
Alle Rechte vorbehalten
Titelseite: Amor und Psyche von Antonio Canova, Ausschnitt, Louvre
Gestaltung und Satz: Erich Weiß
Druck: Custom Printing, Warszawa
ISBN 978-3-940821-86-7
www.erich-weiss-verlag.de

Andreas Reuß

PENTHESILEA

oder
Die Sprache der Hände

Roman

verlag ehrlich weiß

So war es ein Versehen. Küsse, Bisse,
Das reimt sich, und wer recht von Herzen liebt,
Kann schon das eine für das andre greifen.

Heinrich von Kleist, Penthesilea, 24. Auftritt

Endlich bin ich losgelöst von diesem Biest. *Unchained*, dachte Paul. Und dann: Ich liebe sie noch immer. Ich muß die ganze Zeit an sie denken.

Wann und wo er sie das erste Mal gesehen hatte, das wußte er nicht mehr. Die Liebes- und Katastrophengeschichte begann damit, daß er ruhig und müde in der Alten Weinstube saß, und zwar mit Richard. Sie saßen im allgemeinen Gastzimmer, nicht am Stammtisch, weil dort kein Platz mehr für sie war. Paul wäre bei seinem Glas fast eingeschlafen, denn er ahnte nicht, daß er heute Abend Friederike begegnen und noch in dieser Nacht sein Leben total verändern sollte.

Er raffte sich auf, ging mit Richard zur Eigentümerin der Alten Weinstube und wollte sich wie üblich von ihr verabschieden. In der Nähe saß Friederike, die Paul erst wenige Male im Café gesehen hatte. Plötzlich sagte sie: »Komm, setz dich zu mir!« Er setzte sich, sie streichelten und küßten sich und schmiegten ihre Körper aneinander; zuerst in der Alten Weinstube, dann im Jazzkeller, schließlich in ihrer Wohnung. »Jetzt musst du leben!«, dachte er, »alles andere ist zweitrangig.« Deshalb drang er in sie ein, ihrem eigenen Verlangen nur zu gerne gehorchend. Als sein Samen ausfloss, glaubte er sein ganzes Wesen in sie hinüberströmen zu lassen. Er bewegte sich noch bis zu ihrem Höhepunkt. Danach gedachte er, sein Leben in aller Ruhe weiterzuführen. Aber für den verheirateten Schriftsteller und Fotografen Paul Ludwig begann spätestens an jenem Abend, in der Alten Weinstube, eine Odyssee, deren Mäander, Gipfel und Abgründe von rätselhaften Zusammenhängen, einer höheren Schicksalsmacht und der Veranlagung zweier melancholischer Herzen unabänderlich vorgezeichnet schien.

1

In der *Alten Weinstube* trafen sich seit jeher die Künstler und Schriftsteller der Alten Stadt. Das Lokal war in mehrere Räume mit Holzwänden, allerdings ohne Türen, unterteilt. Es gab einen Stammtischraum sowie tiefer gelegene Räume für die übrigen Gäste. Am Abend des einunddreißigsten Januar saß Paul in der traditionsreichen Weinstube der Alten Stadt und blies müde seinen alkoholisierten Zigarettenrauch in die kachelofengewärmte Luft. Ab und zu wechselte er ein Wort mit Richard, ansonsten ließ er den Blick in die Runde schweifen, ohne eigentlich etwas wahrzunehmen; er kannte ja schon alles: den dunklen Holzboden, die altertümlichen Tische und Sitzbänke, die zu klein geraten schienen und an ein Kinderzimmer erinnerten; die hölzernen, paraventartigen Wände zwischen den Abteilungen, verziert im Stil des 19. Jahrhunderts; die meist gerahmten Wandbilder, vielfach Originale von Künstlern, die hier einstmals zu Gast waren und der Alten Weinstube den Ruf eines Künstlerlokals eingebracht hatten.

Paul, heute also in einem unteren Gastraum sitzend, ließ müde seine Gedanken und Blicke schweifen. Durch den Nebel des Zigarettenrauchs, durch den fast sichtbaren Dunst einer übermäßigen Wärme und den Schweiß der Gäste sah er in die glorreiche Vergangenheit des Lokals, über die an den Tischen immer wieder gesprochen wurde. Er sah die Künstler in der Frühzeit der Kneipe durch den Raum schweben, an den Wänden ankern und mit ihren fingerfertigen Händen und gewitzten Gesichtern die Bilder auf ihre Blätter skizzieren, genau dort, wo die fertigen Werke jetzt hingen. Er hatte gehört, daß manche der Zeichnungen oder Aquarelle tatsächlich während eines Trinkgelages in der Alten Weinstube entstanden waren, um sie dann an der Wand zu verewigen. Ob das der Wahrheit entsprach, wußte Paul nicht.

Einmal hatte er versucht, solch eine Geschichte zur Wirklichkeit werden zu lassen. Da er selbst nicht nur Schriftsteller, sondern auch Fotograf war, hatte er oft seine Kamera dabei, auch in der Alten Weinstube. Eines Tages sah er zu, wie ein schon alt gewordener, aus Rußland emigrierter Zeichner, einen anderen Gast, Schauspieler am Theater der Alten Stadt, mit zittriger Hand skizzierte. Die Zeichnung, die da entstand, fand Paul nicht besonders stimmungsvoll, sie war ihm zu undeutlich, zu wenig aussagekräftig, vor allem die Augen des Schauspielers und seine Hände erschienen viel zu dürftig auf dem zu schnell sich vollendenden Bild. Immerhin konnte er zusehen, wie hier einer nach dem Künstlerischen zu greifen versuchte. Vielleicht *war* es auch Kunst, Paul wußte es nicht.

Ihn faszinierte vor allem das Licht. Eine Lampe mit ihrem gelben Glühbirnenlicht hing über dem Zeichner und seinem Objekt, ihr Lichtkegel griff ausschließlich die wesentlichen Elemente des Vorgangs heraus: die zeichnenden Hände, den Stift und das Papier, das Profil und die Hände des Darzustellenden, der ab und zu eine Zigarette an seinen Mund führte. Den Kopf des Zeichners sah Paul nur von hinten. Wir er von vorne aussah, daran konnte er sich nicht mehr erinnern.

Dann drückte er ab. Das Geräusch vom Auslöser der Kamera schien niemand bemerkt zu haben, es ging unter im Klirren der Gläser, dem Lachen der Gäste, im Poltern ihrer Schritte auf dem Holzfußboden, im Zischen aus den Thekengeräten, im Funkeln der vielen Augen, im Klopfen der Hände auf die Tische, im Streicheln der jeweiligen Geliebten und beim Einritzen von Zeichen in die Bänke mit den Fingernägeln. Was die Zeichen bedeuteten, war nicht lesbar.

Das Foto war gelungen. Später schenkte es Paul der musisch veranlagten Eigentümerin der Alten Weinstube zu deren fünfundsiebzigsten Geburtstag. Sie hing es neben der Theke auf, unweit der Stelle, an der es entstanden war. Paul erwähnte die Geschichte später einmal seiner Geliebten gegenüber, die er an dem Abend,

da er wieder in der Alten Weinstube saß, kennenlernen sollte. Als sie davon gehört hatte, stand sie auf, ging zum Foto hin und stellte sich breitbeinig davor, sich ganz langsam die Hände reibend, sagte aber nichts. Was sie davon hielt, hat Paul nie herausbekommen. Kurz darauf schenkte er ihr einen Abzug, später gab sie diesen wieder zurück. Paul konnte sich nicht mehr genau daran erinnern, warum das alles geschah, aber er wollte eines Tages versuchen, die Zusammenhänge zu klären.

An dem Abend, da er sie näher kennen lernen sollte, sinnierte er auch über seine Ehe. Warum sie gescheitert war, konnte er sich nicht erklären. Es stiegen vorrangig einzelne Erinnerungsbilder in ihm auf, kaum Zusammenhänge. Eines der Wandbilder in der Alten Weinstube erinnerte ihn an seine Frau: Es zeigte in wenigen Bleistift- und Farbstrichen ein üppiges, nackt liegendes Weib, daneben saß ein Pan und blies auf der Flöte. Auch seine Frau hatte Querflöte gespielt, dann Saxophon und weitere Instrumente, bis ihr gleichsam die Finger versagten. Sie bekam eine Spielhemmung, was ihn wiederum an seinen Cousin erinnerte, der eine Schreibhemmung bekommen hatte.

Er hatte viel mit seiner Frau über solche Unfähigkeiten gesprochen, aber diese Gespräche wurden jedesmal zum Desaster, sie machten das gegenseitige Verständnis noch unmöglicher, obwohl Paul ihr anfangs hatte helfen wollen. Warum es nie zu einem tieferen Verständnis gekommen war, konnte er nicht beantworten. Sie blieben während ihrer Auseinandersetzungen bei einzelnen Szenen aus ihrer beider Vergangenheit stecken, die sie verschieden interpretierten. Doch mit den Interpretationen wurden sie nie fertig und verharrten in divergierenden Meinungen. Pauls Frau wohnte zwar noch in der gemeinsamen Wohnung, die meiste Zeit verbrachte sie jedoch bei ihrem Freund in einer fernen Stadt, die sie mit dem Zug aufsuchte. Dieser Freund war der eigentliche Anlaß der Trennung.

Mit Richard, einem Kunsthistoriker und seinem

heutigen Weinstuben-Tischpartner, sprach Paul nur wenig, meist über belanglose Kleinigkeiten. Später sinnierte er nicht mehr über die Weinstuben-Geschichten, seine Frau oder seine Ehe, denn er wurde einfach zu müde.

Auch an diesem Wochenende war seine Frau bei ihrem Freund, am Abend des morgigen Sonntags wollte sie wieder zurückkehren, um ihren Pflichten an der Schule – als Fachlehrerin für Kunst und Musik – nachzukommen. Paul hatte nach wie vor eine hohe Meinung von ihr, insbesondere ihre Bildung und ihre Urteilsfähigkeit andere Leute betreffend. Ihre Ausbildung war ein wunder Punkt in ihrem Leben, eine der Quellen latent vorhandener Unzufriedenheit. Sie trauerte seit Jahren der Tatsache nach, daß sie nie ein wissenschaftliches Universitätsstudium aufgenommen hatte, obwohl ihre langen Aufenthalte an einem Konservatorium und an der Pädagogischen Hochschule in diese Richtung gegangen waren. Zusätzlich hatte sie die Anregungen, die sie von einzelnen, sehr fähigen Lehrern erhalten hatte, in Bereiche hinein vertieft, in die Studenten an wissenschaftlichen Universitäten nie vorgestoßen waren. Trotzdem blieb eine Unzufriedenheit über ihre Ausbildung zurück, verbunden mit einer gewissen Antriebslosigkeit, die sich mit den Jahren steigerte: Sie hätte ja mehrmals versuchen können, ein wissenschaftliches Studium aufzunehmen, alle materiellen Versorgungs-Bedenken hintanstellend.

Paul hatte sie früher, in ihrer gemeinsamen Zeit, liebevoll beobachtet: Wie sie an ihrem geschmackvoll gestalteten Schreibtisch saß, mit kräftigen Händen etwas schreibend oder zeichnend, beim Lesen liebevoll die Buchrücken streichelnd, um die Bildbände später wieder sorgsam an ihren Platz im Regal zurückzustellen. Schreibtisch, Regale, Kommoden und Tische wurden unter ihrer Hand zu stilvoll arrangierten Altären der Kultur und Ästhetik. Ob das alles eine Ablenkung vom wirklichen Leben war, wußte Paul nicht.

Seine Frau war etwas kleiner als Paul und hatte eine

gute, schlanke Figur, die sie mit sorgsam ausgewählten Kleidern höchster Qualität und Zeitlosigkeit hervorzuheben gewohnt war. Ihre Gesichtszüge wirkten freundlich und gingen leicht ins Männliche, was ihr halblanges Haar im Pagenschnitt wieder ausglich. Sie war intelligent, aber mit ihrem Leben in mehrfacher Hinsicht unzufrieden. Menschen konnte sie, wie gesagt, treffsicher beurteilen. Ihre Hände waren kurz und kräftig, dabei so zart gestaltet, wie es ihrer Weiblichkeit zukam. Sie waren sowohl zum Zupacken als auch zum Streicheln geeignet.

Sie mochte Pauls Freund Richard – sicher auch deshalb, weil er ohne Ausnahme sehr freundlich zu ihr war und jedesmal munterer wurde, wenn sie erschien. Außerdem konnten sie sich gut über musikalische Themen unterhalten. Von ihm wurde sie als Musikerin und Kunstkennerin anerkannt, was ihr sehr gut tat. Richard war doch selbst einer der geschätztesten Kunsthistoriker der Alten Stadt, denn seine Arbeit bestand darin, im Auftrag der Regierung alle unter Denkmalschutz stehenden Gebäude kunsthistorisch aufzuarbeiten. Sein Lebensstil galt vielen seiner Freunde und Bekannten als zu nachlässig; denn er wirkte als der suchende Junggeselle, der er war, mit seinem Alter jenseits der Fünfzig, wie ein ewiger Student, der alle Äußerlichkeiten – Kleidung, Wohnung, Tischsitten – viel zu wenig pflegte. Richard achtete nicht auf eine einigermaßen akzeptable Figur, und es kam oft vor, daß er wie ein kleiner Junge an dem Tisch, an dem er gerade saß, herumlümmelte. Seine Hände waren klumpig und prankenartig, insgesamt zu unförmig und für den kleinen, alten Jungen, den er darstellte, zu groß geraten.

So saß er auch an jenem Abend in der Alten Weinstube mit Paul vor seinem Glas Rotwein. Paul selbst wurde von seiner zufriedenen Müdigkeit immer mehr überwältigt. Bevor er in die Alte Weinstube gegangen war, hatte er im Fernsehen einen Film mit Harrison Ford gesehen, der ihn sehr angeregt hatte. Er konnte sich gut in solche Filme, in andere Welten, hineinfüh-

len und hineinträumen. Ein ganz anderes Leben, eben das dort dargestellte, wurde ihm fast zur Wirklichkeit, in seinem Innern blieb schließlich eine Stimmung von diesem aufregenden Dasein zurück.

Das genügte ihm. Selber konkret ausleben mußte er das nicht. Er mußte nur davon träumen. Er träumte davon, mit seinen Büchern und Fotos noch berühmter zu werden, andere Frauen kennen zu lernen, von allen noch mehr beachtet und endlich geehrt zu werden. Das alles traute er sich zu. Er hätte auch ein berühmter Schauspieler werden können, dessen Gesicht alle kennen, träumte er. Er sah sich schon in einem Film mit entschiedenen Händen enorm wichtige Papiere aus einer unvorstellbar teuren, schicken Aktentasche ziehen, die ob des wichtigen Vorgangs vor Vergnügen knatschte. Die Augen aller Teilnehmer der Konferenz im fünfundachtzigsten Stock des New Yorker Wolkenkratzers waren auf seine Hände und die Papiere, die er darin hielt, gerichtet.

Er war in der Alten Weinstube fast eingeschlafen. Da erwachte Paul aus seinem Traum, weil Richard eine aufmunternde Bemerkung gemacht hatte. »Jetzt gehen wir aber!«, hatte er gesagt. Daraufhin stand Paul schnell auf und Schuldgefühle aufgrund des Eingeschlafenseins kamen in ihm hoch, gleichzeitig projektierten seine inneren Bilder den kurzen Heimweg, das Zubettgehen und das kommende angenehme Frühstück, das er am Sonntagmorgen haben sollte. Die Menschen in der Alten Weinstube und der ganze Raum ringsherum versanken ihm zu einer fernen Bühne, die bereits in der Vergangenheit ruhte.

Zur Verabschiedung hatten Richard und Paul wie gewohnt Stammtisch und Theke aufzusuchen, wo gewiß die musische Eigentümerin anzutreffen war. Sie waltete nach wie vor als Autorität im Künstlerlokal und duldete es nicht, daß auch nur einer der »Kulturmenschen« das Lokal verließ, ohne sich von ihr verabschiedet zu haben. Sie war eine seelenvolle, ältere Dame, ihr Mann hatte sie vor langer Zeit verlassen, die

zwei Söhne blieben bei ihr. Sie übernahm nun die Alte Weinstube, die Erziehung der Kinder und die Kontaktpflege zu den Künstlern. Mit dem einen oder anderen unterhielt sie ein Verhältnis, das wohl jedesmal, wie Paul vermutete, an ihrer weiblichen Zugewandtheit zum praktischen Leben scheiterte. Aus ihrem ganzen Wesen sprachen die vielen Enttäuschungen, Verzweiflungen und Traurigkeiten, die sie recht abgebrüht erscheinen ließen.

Viele Gäste suchten ihre Freundschaft aufgrund ihrer Liebenswürdigkeit. Manche umarmten sie jedesmal, bevor sie das Lokal verließen, lange und innig, ihren Rücken dabei freundlich mit den Händen streichelnd. Ihre eigenen Hände waren sehr breit, fast schaufelartig. Ob deren Falten und Runzeln vom Alter herrührten oder vom häufigen Aufdrehen der Flaschen, konnte niemand beurteilen. Mit ihren Händen konnte sie sowohl kräftig zupacken als auch beim Reden imaginäre Figuren, die ihre Gedanken andeuten sollten, feinsinnig in die Luft zeichnen.

Paul torkelte voran, um sich in seiner üblichen, warmherzigen Art zu verabschieden. Als er in den Stammtischraum eintrat, sah er einige Freunde dort sitzen – und auch sie, die seine Geliebte werden sollte. Sie saß auf der Eckbank, gleich links neben dem Eingang und begrüßte Paul fröhlich. »Komm, Paul, setz dich hier neben mich!«, rief sie und klopfte mit ihrer flachen, rechten Hand auf den Platz neben ihren schmalen Oberschenkeln. Paul wußte nicht, was er zuerst wahrnahm: ihre zarte, patschende Hand, ihre Augen oder ihre Stimme. Wahrscheinlich alles gleichzeitig; er war nämlich plötzlich hellwach geworden.

Mit einem Mal traten neue Bilder in sein Inneres, in denen sich die Nacht zusehends verlängerte. Später machte er sich klar, daß in diesem Augenblick, da sie mit der flachen Hand auf das dunkle, staubige und angewärmte Polster klopfte, ihn ein Energiestoß der Belebung durchfuhr, den er bei der ersten Begegnung schon einmal gespürt hatte. Weitere Gedanken, Erin-

nerungen und Überlegungen gingen gleichzeitig durch sein Herz, während er bereits Platz genommen hatte, dicht an ihrem Körper.

Er sah in seinen Gedanken, wie sie ihm zum ersten Mal begegnet war. Sie war mit Richard im Café gesessen und hatte sich in abgeschlossener Zweisamkeit mit ihm unterhalten. Da empfand es Paul als inopportun, sich zu nähern. Er wollte nicht stören. Ratio, Moral und eingefahrene Lebensvorstellungen hatten die Oberhand in seinem Bewußtsein. Deshalb grüßte er nur zu Richard hinüber und setzte sich an einen anderen Tisch, obwohl er gewohnt war, Richard jeden Abend in diesem Lokal anzutreffen. Paul kam meistens um siebzehn Uhr dreißig. Er trank noch ein Kännchen Mokka und verzehrte ein Stück Sachertorte mit Sahne, bevor er sich dem Abendritual zuhause widmen würde.

In seinem Eheleben hatte er sowieso den ganzen Tag in Rituale eingeteilt und der Cafébesuch zwischen halb sechs und sieben gehörte unabdingbar dazu. Später fand Paul heraus, daß er sich selbst mittels dieser Rituale hatte ablenken wollen, um nicht an seine gescheiterte Ehe denken zu müssen. Und weil er nicht an seine gescheiterte Ehe dachte, kam er auch nicht auf den Gedanken, andere Frauen zu suchen, die ihn retten könnten. Sein Sexualleben war in letzter Zeit gänzlich eingeschlafen. Er flüchtete sich nachts nur manchmal in Träume von vergangenen, sehr intensiven Liebesbeziehungen. Wenn er ein wenig über alles nachgedacht hätte, wäre ihm sein gesamter emotionaler Bereich recht trostlos vorgekommen, das ahnte Paul in seinem Innern. Warum er sich aber durch Rituale vor tieferem Nachdenken zu retten versuchte, das wußte er nicht.

Er setzte sich seinerzeit im Café auf einen abgelegenen Platz, bekam sein Kännchen Mokka und begann das Ritual des Zeitungsauspackens und Herumrührens in der Tasse, um den Süßstoff und die Milch gleichmäßig zu verteilen. Dabei zündete er sich die übliche Zigarette an und glaubte für heute wieder beruhigt und abgelenkt zu sein. Nur nicht daran denken, daß man

Sehnsucht hat, Trauer um die verflossenen Jahre ohne Weiterkommen mit der eigenen Frau, ohne Kinder, die sich Paul doch gewünscht hatte.

Heimlich linste er diesmal im Café, beim Verspeisen seiner Torte, ab und zu hinüber, wo das Pärchen – Richard mit der Fremden – saß. Sofort wurde er von ihrer Haltung, ihrem ständig bewegten Mund und vor allem ihren zarten Händen, die immer irgendwie zupften oder anders tätig waren, innerlich ergriffen. Dieses Ergriffensein war ihm noch unbekannt, und er konnte es nicht analysieren oder benennen, weil er noch nicht wußte, daß es aufkeimende Liebe war.

Genauso wie beim ersten Anblick dieser Frau geschah es mit Paul beim zweiten Mal, als er abends in das Café kam, und Richard mit Friederike – so hieß die spätere Geliebte – zusammensaß. Bei dieser Gelegenheit kam Paul mit einem Freund, der ebenfalls Schriftsteller war, in das gewohnte Café. Als Paul diesmal etwas entschlossener auf Richard und Friederike zuging, wurde er von dem Freund zurückgehalten und ermahnt, daß man die beiden nicht stören dürfe und sich woanders hinsetzen möge.

Es wurde ihm bedeutet, daß sich zwischen den beiden etwas anbahne, irgendeine Art Beziehung. Das konnte Paul sich keineswegs vorstellen; denn sie passten seiner Meinung nach nicht zusammen: Sie war viel jünger als Richard, sah hervorragend gut aus und führte ihrem Partner gegenüber in einer Weise das Wort, daß man sich kein gleichrangiges Verhältnis vorstellen konnte. Ab und zu näherte sie sich freilich mit ihren Händen den seinen, die aber, wie gesagt, viel plumper ausgeprägt waren.

Sie hatte eine große, schmale Gestalt und wirkte in dem spärlich beleuchteten Café insgesamt merkwürdig schattig. Nur ihr Gesicht und ihre weißen Hände strahlten aus dem Gesamtbild geradezu betörend hervor. Ihre dunkelbraunen, fast schwarzen Haare, in denen schon einige weiße Exemplare zu erkennen waren, fielen in leicht gewellter Form bis zum Hals herunter

und waren geeignet, einen rätselhaften, aber interessanten Charakter wie eine Maske zu unterstreichen.

Unter der kurzen, glatten und flachen Stirn zogen sich fein gestrichene Brauen bis zu den elegant flankierenden Schläfen, welche diejenigen Augen umrahmten, die Paul – neben ihren Händen – als unbeschreibliches Wunder erschienen. Sie waren nicht eigentlich groß, aber deutlich in das stark profilierte Gesicht eingeschnitten. Die Pupillen hatten eine dunkelbraune Farbe, manchmal ins Schwarze oder Grünliche beziehungsweise Rehbraune spielend. Nach einem von ihr selbst verbreiteten Mythos färbten sich ihre Augen rehbraun, wenn sie sich übermäßig wohl fühlte. Paul konnte das allerdings nie verifizieren, da er in den Augenblicken, in denen er ihr höchstes Wohlgefühl erlebte, nicht zur Farbanalyse fähig war. Die Augen boten einen direkten, aber unlesbaren und geheimnisvollen Zugang zu ihrem innersten Wesen und spiegelten gleichzeitig die Seele des Betrachters wider.

Waren sie energiegeladen, warfen diese Augen helle Lichter eines sprühenden Geistes auf den Gesprächspartner, einhergehend mit vakuumartigen Signalen, welche die Gedanken des anderen geradezu aufsogen. Wer ihrem Blick längere Zeit standhalten konnte, erfuhr eine nie gekannte, belebende Ausleuchtung, so als würden kräftige Hände in seinem innersten Wesen wie in einem Teig herumrühren. Bei anderer Gelegenheit verwandelten sich diese »Hände« und nahmen eine seltsame Leere an, die den Gesprächspartner zurückprallen ließ.

Ihr spitzes Näschen erhob sich nicht zu weit aus dem Gesicht, wie es dem klassischen Schönheitsideal entspricht. Es brachte eine unvermeidbar komische Variante in ihre Züge, auch wenn sie von Ernst oder gar Trauer beherrscht waren. Der schmale Nasenrücken kräuselte sich beim Lächeln in subtile Fältchen, neben den kleinen Nasenlöchern bildeten sich dann winzige, weiße Flächen, die aus der glatt gewordenen Haut herauszuleuchten schienen.

Auch Pauls Nasenrücken warf sich beim Lächeln in Falten, als er noch ein kleiner Junge war. Sein Vater tippte dann mit einem Zeigefinger auf die Nase des Sohnes und machte ironische Bemerkungen. Ähnliches erzählte Friederike von ihrem Vater. Paul konnte ihr diese Übereinstimmung – wie viele andere – aber nicht verdeutlichen, da Friederike die Erwähnung solch tiefgründiger Verbindungen als abstoßend empfand. Warum das so war, konnte sich Paul nie erklären.

Ihren kleinen Mund umgaben schmale, anmutig geschwungene Mädchenlippen, die beim Sprechen, Lächeln oder Ruhen den verschiedenartigsten Formen gehorchten, sich aber nie rundeten. Beim Küssen hatte man den Eindruck von einer gigantischen Mundöffnung, die den ganzen Kopf zu verschlingen imstande sei. Dabei preßte sie ihr kleines, festes Kinn an den Geküßten, der mit liebevollen Gedanken an den charakteristischen Einschnitt denken mußte, der sich dort parallel zu ihrer Unterlippe eingrub. Gern rieb sie sich mit ausgestreckten Fingern am Kinn, ihre überströmende Zärtlichkeit gleichsam gegen sich selber richtend.

Als Paul dem Paar Friederike-Richard ein weiteres Mal im Café begegnete, wurde er von Richard aufgefordert, bei ihnen Platz zu nehmen. Er kam gegenüber von Friederike zu sitzen und wurde sogleich von Erzählungen aus ihrem Alltag als Grundschullehrerin überschüttet. Die Zustände an der Schule waren katastrophal, das Verhalten der Schülerinnen und Schüler ging schon ins Kriminelle, bis hin zur Brandstiftung. Viel konnte sich Paul nicht merken, zur Analyse des Vernommenen war er überhaupt nicht fähig; doch das Flackern in Friederikes Augen und die Untermalungen durch das Dirigat ihrer scheinbar unterrichtenden Hände nahmen ihn endgültig gefangen. Daß sie dabei ein Bierglas leerte, störte ihn nicht, auch wenn ihn der Alkoholgeruch deutlich anwehte. Warum er das bei ihr nicht als störend empfand, wußte Paul noch nicht.

In seinen Gedanken hatte sie also schon lange Platz

genommen. In der Alten Weinstube hatte er nun ganz konkret neben ihr einen Sitzplatz erhalten. Sein Standort in der Welt hatte sich von diesem Augenblick an geändert. Auch die Welt war ihm eine andere geworden. Draußen regnete es, es war kalt, Schneeflocken mischten sich unter die Wassertropfen. Silbrig-kalte Sternenschimmer betonten die Schwärze des Himmels, die jenseits des neblig-trüben Gewölks meist nicht erkennbar war. Entsprechend verschlossen liefen die Menschen durch die Straßen, kaum wehte ein kalter Wind durch die stehende Luft. So war es schon tagelang, auch die Luft innerhalb der Häuser hatte sich mit Feuchtigkeit angereichert. All das war für Paul mit einem Mal poetisch geworden, als habe die Hand einer Fee mit ihren Fingern die Wirklichkeit angerührt und verwandelt.

Richard war ebenfalls am Stammtisch der Alten Weinstube geblieben, nachdem Paul der Einladung Friederikes, neben ihr Platz zu nehmen, gefolgt war. Paul war es zuerst peinlich, direkt neben der von Richard offensichtlich verehrten Dame zu sitzen. Aber von nun an strich er alle Rücksichtnahmen ab. »Jetzt mußt du leben!«, dachte er. »Wir sind nur kurz auf dieser Welt, da sollten wir die Momente des wahren Lebens ergreifen.« Solche Gedanken waren ihm bisher ganz unbekannt.

Die Unterhaltung am Stammtisch bewegte sich weiter, hauptsächlich von Ludwig, einem Fotografen-Kollegen geführt. Doch Pauls Aufmerksamkeit galt ausschließlich den Händen Friederikes, die ab und zu über den Tisch strichen, als wollten sie etwas wegwischen. Was sie damit meinte, wußte Paul nicht. Er hatte das Gefühl, daß sie nicht nur den Tisch saubermachen, sondern mit diesen langsamen, wegwischenden Bewegungen ihre ganze Vergangenheit bereinigen wollte.

Ab und zu glitten ihre Hände auf Pauls Pullover und umschlossen gleichsam prüfend die Wollzöpfe, welche diesen verzierten. Dabei lächelte sie Paul verschmitzt

zu, mit flackernden, leicht zugekniffenen Augen, sagte aber nichts. Sie strich immer wieder über die Wolle und prüfte am Ende sogar das eingenähte Wäschezeichen, auf dem vermerkt war, daß sich das Material aus Cashmere und Seide zusammensetzte. »Du, ich mag dich!«, flüsterte sie dann, worauf er antwortete, daß er sie auch möge. Wahrscheinlich sagte er das überrascht und zögernd, jedenfalls mißlungen. Das machte aber nichts.

Was sie damals an ihm so anregend fand, konnte sich Paul nie richtig erklären. Er nahm an, daß es seine Art gewesen sei, ihr im Café zuzuhören und sie zu bewundern. Richard hatte sich ebenfalls alles über ihre Schule und über ihr Leben angehört, aber diese Erzählungen hingenommen, ohne erstaunt zu sein oder Anteil zu nehmen. Bisweilen gab er sogar Ratschläge, wie die Situation zu verbessern sei, obwohl sie doch glaubte, die Dinge selbst am besten regeln zu können. Außerdem – und das war wohl der Hauptgrund – benahm sich Paul sehr zurückhaltend und drückte aus, daß er nichts von ihr wollte, was bei Richard wohl anders war.

Schließlich muß hinzugefügt werden, daß mindestens einmal Pauls Frau ebenfalls im Café anwesend war, was Friederike sicher zusätzlich anregte; denn sie sah, daß Paul Erfahrung mit Frauen hatte, insbesondere mit einer intelligenten, gutaussehenden Frau, die über eine bedeutende Ausstrahlung verfügte und beliebt war. Inwiefern Friederike speziell von dieser Tatsache angeregt war, wusste Paul nicht, es schien ihm aber so.

Vielleicht spürte sie auch sein Gefangensein in den über Jahre hinweg festgefahrenen Ritualen, und sie fühlte sich gereizt, diese Rituale zu durchbrechen.

Paul merkte vom ersten Augenblick an, daß er die Zuwendung Friederikes zu ihm nie ganz werde erklären können; genauso wenig wie er seine Liebe zu ihr jemals erklären oder gar würde »wegerklären« können, mit einem Modell, in dem alle Gefühle und Gedanken zusammenhängend dargestellt wären. Das würde sicher nie möglich sein, dachte Paul. Er glaubte aber im

Rückblick fest daran, daß es so etwas wie eine wahre Liebe geben müsse, und daß dieses Phänomen zwischen ihm und Friederike erschienen sei.

Paul wollte in Wirklichkeit eine ganze Menge von Friederike, er dachte aber zu diesem Zeitpunkt nicht daran, daß es sich erfüllen könnte. Er gab die Erfüllung des Wunsches auf, bevor er überhaupt versucht hatte, dem Ziel näherzukommen. Außerdem hatte er überhaupt keine Vorstellung, wie diese Erfüllung aussehen sollte. Er konnte sich noch nicht vorstellen, ein anderer Mensch in einer anderen Welt zu sein, völlig der Liebe zu ihr ausgeliefert, obwohl er bereits auf dem Weg dorthin war. Er ahnte immerhin, auf einer Reise zu sein. Aber diese Ahnung fiel ihm nicht weiter auf; denn er war oft beruflich als Autor von Reisebüchern unterwegs. Außerdem wußte er im Moment nicht, wohin die Reise geht. Später hatte Paul erkannt, daß er von der ersten Begegnung mit Friederike an auf einer fast außerirdischen Reise war. Diese Art des Reisens kam ihm so vor, als würde er mit unschlüssigen Fingern in einem völlig unbekannten und immer wieder überraschenden Buch blättern.

Paul merkte, daß Friederike am Stammtisch der Alten Weinstube etwas Alkohol getrunken hatte, verhielt sich aber so, als sei sie nüchtern wie er selbst, der vom Blitzstrahl ihres Augenzwinkerns getroffen worden war. Sie mußte mit ihren wandernden Händen schon überall an seinem Körper gewesen sein; denn auch die Stellen, die sie mit ihren tastenden, streichelnden, zupfenden oder spielerisch bohrenden Fingern nicht erreicht hatte, taten ihm auf wohlige Weise weh.

Nachdem er gesagt hatte, daß er sie auch möge, legte er seine linke Hand unter dem Tisch auf ihren rechten Oberschenkel und ließ sie dort ruhen. Später erklärte sie, daß dies der Moment gewesen sei, in dem sie noch überlegt habe, ob sie ihn nicht zurückweisen solle; sie entschied sich dafür, Paul gewähren zu lassen, so daß die weitere Annäherung ihren Lauf nehmen konnte. Warum sie sich zum Gewährenlassen entschied

und wie weit sie zu diesem Zeitpunkt zu gehen bereit war, konnte Paul nie herausfinden.

Sie lachten sich fortwährend an und sagten das eine oder andere belanglose Wort zueinander beziehungsweise zu den anderen. Friederike liebkoste in den Pausen des Redens Pauls dicken Winterpullover und seine darunter liegende Haut mit ihren Händen, manchmal schmiegte sie auch ihren Kopf an seinen Arm oder seinen Hals und steckte ihr Näschen zwischen die Wollzöpfe. All das versetzte Paul in eine bisher nie gekannte Erregung, die sein Glied steif machte, seine Hand leicht zittern ließ und ein wohliges, krampfartiges Wärmegefühl in seiner Nierengegend verursachte.

Innere Bilder kamen in dieser Phase nicht mehr bei ihm auf. Er war vollkommen von der äußeren Wahrnehmung gefangen genommen. In einer kurzen Reflexion wurde ihm nur diese Tatsache selbst bewußt. Er nahm an, daß deshalb keine inneren Bilder in sein Bewußtsein vordringen könnten, weil die Signale von Millionen Sinneszellen sein Gehirn mit übergroßen Informationsmengen überschütteten. Er konnte sich nicht erklären, wie ein Mensch so etwas überhaupt aushalten kann. Er wußte nur, daß sein Gehirn in einem unmeßbar kurzen Augenblick mehr Daten verarbeitete als es einem Computer jemals gelänge; denn Zeit spielte hier wohl keine Rolle. Eine Berührung mit auch nur einem ihrer Finger, ja die Annäherung eines Fingers an seinen Körper, auch wenn kein direkter Kontakt zustande kam, löste eine Signalflut in unmeßbar kurzer Zeit aus, die eine Ewigkeit lang verarbeitet wurde. Worüber sie gesprochen hatten, wußte Paul nicht mehr.

Die Anderen am Stammtisch nahmen sicher etwas von der Annäherung der beiden wahr, hatten aber keine Ahnung davon, welch tiefe inneren Schichten Paul bei sich angesprochen glaubte. Ob Friederike eine Ahnung davon hatte, was sie bei ihm auslöste, wußte er nicht. Er wußte auch nicht, wie tief die Signale, die er aussandte, bei ihr gingen. Er bewegte seine Hand auf

ihrem Bein jedenfalls kaum oder gar nicht.

Da sich für die Alte Weinstube die nächtliche Schließung näherte, schlug Ludwig, der ältere Fotografenkollege, vor, daß man den in der Nähe gelegenen Jazzclub aufsuchen könne, um das Trinkgelage fortzusetzen. Fast alle stimmten zu, auch Paul, der ausschließlich die gewonnene Nähe zu Friederike bewahren wollte. Nur Richard äußerte, daß er nach Hause gehen müsse. Er kam dann aber doch mit; wahrscheinlich deshalb, um Friederike noch eine Weile beobachten zu können.

Auf dem Weg zum Jazzclub küßte Paul Friederike kurz auf ihre Wange, was sie gleich mit einem längeren Zungenkuß beantworten wollte. Hier begann Paul mit seinem Zögern, was wahrscheinlich ein schwerer Fehler war. Aber das konnte er nicht richtig beurteilen. Er hatte gezögert, weil er Richard nicht verletzen wollte und weil ihm die Berührung ihrer Wange mit seinen Lippen fast das Bewußtsein raubte. Er mußte befürchten, sich nicht mehr kontrollieren zu können, obwohl ihm die verloren gegangene Selbstkontrolle später das höchste Glück bescherte. Aber damit konnte Paul in diesem Augenblick noch nicht umgehen. Daher ließ er den begonnenen Zungenkuß noch nicht zu und wandte sein Gesicht zärtlich ab.

Im Jazzclub, dessen Räumlichkeiten unter einem großen Kellergewölbe um sich griffen, spielte eine von Paul hoch geschätzte Band ihre letzte Session. In einer Pause ging der dicke, schwarz gekleidete Bassist über die Bühne zum Gitarristen, der mit seiner Akustik-Gitarre groß und breit am vorderen Rand der Bühne saß, und trocknete ihm von hinten die Glatze ab. In diesem Moment, fand Paul, könnten keine Hände gegenüber dem Gitarrenspieler liebevoller sein als diejenigen des Bassisten, der mit einem blauen Tuch die Schweißperlen von der Glatze des Gitarristen tupfte.

Alle wunderten sich über dieses Tun und starrten gebannt auf die Bühne. Dann griff der Tupfende wie spielerisch über die Schultern des Gitarristen und

zupfte an einigen Saiten, mit ebenso zärtlichen Fingern, wie er sie gerade für das Tupfen verwendet hatte. Auch der Gitarrist vollführte mit seinen dicken und schweißigen Fingern einige Griffe – und schließlich spielten und schlugen sie vierhändig, sitzend und, von hinten, stehend, auf derselben Gitarre einen alten, rhythmischen Song, der so etwas wie Klage und Liebe auszudrücken schien. Als die Zuschauer am Ende des Liedes ihren Bann lösten und wieder zur Besinnung kamen, schrien sie vor Begeisterung und klatschten so wild in ihre Hände, daß man fürchten mußte, diese könnten verwundet werden.

Nach all dem standen Friederike und Paul an einer abgelegenen Theke sehr eng zusammen. Sie setzten dort ihre Liebkosungen mit den Händen fort, so daß man sie meist allein ließ – Liebende läßt man wohl instinktiv allein. Paul nahm kaum jemanden wahr, obwohl er bei genauerem Hinsehen gemerkt hätte, daß die meisten zu seinem Bekanntenkreis gehörten. Den Rest kannte anscheinend Friederike, da sie dem einen oder anderen kurz zulächelte. Schließlich kam sogar ein sehr groß gewachsener Fotografenkollege auf Friederike zu und wollte ein Gespräch anfangen, unter anderem mit den Worten, daß sie doch früher einmal etwas miteinander gehabt hätten. »Ach, das sind die alten Bekannten«, antwortete sie nur und brachte den Mann dazu, wieder wegzugehen.

Später erfuhr Paul, daß Friederike im Jazzclub zuerst angekommen war und behauptet hatte, sie müsse auf die Toilette. In Wirklichkeit hatte sie Ludwig, den Fotografen, an der Hand genommen und ihn in ein rückwärtiges, abgelegenes Gewölbe geführt. Dort zog sie sich nackt aus und ließ sich in den verschiedensten Positionen von Ludwig fotografieren. Ludwig bot später einmal Paul die Bilder an, er interessierte sich jedoch nicht mehr dafür.

Paul war im Jazzclub sehr froh darüber, daß der frühere Bekannte wegging; denn er dachte ausschließlich daran, wie er es erreichen könne, mit Friederike

allein zu sein. »Komm, wir gehen raus«, schlug er vor, was vorerst im weiteren Austausch von einander tief berührenden Blicken unterging. Erst als die Annäherungen anderer »alter Bekannter« zunahmen, packte Friederike entschlossen ihre schwarze Lederjacke und zog sie langsam an, ihren eigenen Körper dabei liebkosend. Das war für Paul natürlich eine Ahnung von den kommenden Liebkosungen, die er sich mit ihr vorgenommen hatte.

Er hatte seine Jacke gleich anbehalten, so daß sie den Club schnell verlassen konnten. Im Hinausgehen sahen sie Richard unter einem der Gewölbe unschlüssig umherlaufen oder -stehen, kümmerten sich aber nicht um ihn. Sie hatten beide nur noch die haptische Gier nach dem Körper des anderen im Sinn. Das Ergreifenwollen war ganz auf *ihrer* Seite, dessen war sich Paul sicher, wohingegen er schon an das Geben dachte; denn sein Glied war nach wie vor in höchst erregtem Zustand geblieben.

Ihrer ergreifenden Art folgend, ging Paul mit, und zwar ohne zu fragen, in die Richtung, die sie einschlug. Sie liefen schnell und eng umschlungen. Paul bedauerte es, daß er durch die ganzen Winterkleider ihren Busen nicht spüren konnte. Da wunderte er sich. Reichte ihm etwa der Zauber ihrer Hände nicht mehr?

Die Nachtwelt begrüßte die beiden mit werbenden Lichtern, die sich auf der regennassen Straßenoberfläche spiegelten. Oben und Unten verschwammen in Schwarz und Grau, die Häuserfassaden schienen weder im verhangenen Himmel noch in der tiefschwarzen Straße enden zu wollen. Durchfahrende Taxis warfen Lichtkegel, die auf den Fachwerk- und Barockhäusern der Alten Stadt als unförmige Flecken endeten. Auf dem Autolack und an den Fensterscheiben hatten sich Wasserperlen gebildet, die wie Sterne glitzerten und gleich den Kindermurmeln herunterkullerten, wenn sie zu schwer geworden waren.

Die Autoreifen rauschten durch die Pfützen, das Lachen und Rufen der heimgehenden Kneipenbesu-

cher, das Zuschlagen der Fenster, das Klirren zerschmetterter Flaschen und das Schwirren eines Nachtvogels ertönte in einem merkwürdig-symphonischen Gleichklang. Paul fand das alles schön. Wie Friederike es empfand, wußte er nicht.

Ihre Augen standen weit offen, lachend, begeistert. Ihr Gesicht strahlte mehr denn je. Paul sah sie immer wieder an, blieb dann vor ihr stehen und begann sie zu küssen. Mitten auf der Straße. Die Taxis, die Vögel, die Leute, die Häuser und die Lichter – nichts spielte eine Rolle. Alles war ihm egal. Ihre Lippen, ihr tiefer Mund war die ganze Welt, von der er sich gern verschlingen lassen wollte. Ihre spielende Zunge, unglaublich weich, wälzte sich an der seinen, wie eine entspannte Hand im Wasser herumfahren würde.

Der Geruch ihres Schweißes und Mundspeichels markierte das Bewußtsein Pauls wie eine Tätowierung. Nie würde er diesen Geruch vergessen. Wie lange das Küssen dauerte, konnte Paul nicht beurteilen. Er war doch so sehr verwirrt von ihren Fingerspitzen, die an seinen Wangen fortwährend entlang strichen.

Paul gefiel ihr Geruch. Manchmal hatte er sich vor dem Geruch von Frauen, die ihm sehr nahe gekommen waren, geekelt. Bei ihr gefiel ihm alles. Er merkte es sogleich und wunderte sich darüber. Er wußte ja noch nicht, daß die Liebe ihm mit sicherer Hand alle Gedanken vorschrieb.

Der Kuß dauerte wohl sehr lange, so lange, daß Paul währenddessen nicht nur die ganze Umgebung, sein Leben und das Leben der Menschen, sondern auch die ganze Welt mit bedenken konnte. Er spürte sehr intensiv, daß er jetzt und hier, in diesem Augenblick des Kusses, ganz nah an dem dran sei, was man das eigentliche Leben nannte. Aber er wagte nicht, es zu ergreifen. Er glaubte, dieses eigentliche Leben gar nicht ergreifen zu müssen, denn Friederike berührte ihn ja und ließ auf diese Weise ihre Lebendigkeit zu ihm herüberfließen. So empfand es Paul jedenfalls. Ob sie es auch so empfand, das wußte er nicht.

Zitternd lösten sie sich nach der langen Zeit, die der Kuß wohl gedauert hatte, voneinander, ohne sich anzusehen. Friederike hatte die Augen halb geschlossen und den Kopf auf die Seite gelegt, die Lippen waren noch geöffnet und nach oben, zu ihm hinaufgerichtet. Wie alles andere würde Paul auch dieses Bild niemals vergessen, das wußte er. Sie zog ihre Hand von seinem Gesicht langsam, wie in Trance und ganz elegant, zurück, wobei sie die Innenseite der Hand noch eine Weile nach oben hielt, als müßte sie etwas tragen. Das wirkte so, als ziehe sie etwas von ihm zu sich hinüber, und Paul dachte, daß es ein Teil seiner Seele sei. Er wunderte sich, daß es ihr noch möglich war, etwas von seiner Seele hier, auf der nächtlichen Straße, fortzunehmen, da sein ganzes Wesen doch schon zu ihr hinübergeflossen war. Was sie nun konkret mit dieser wegnehmenden Handbewegung sozusagen genommen hatte, konnte sich Paul niemals erklären.

Nach diesem kurzen Trancezustand gingen sie recht schnell, Arm in Arm, weiter, sich manchmal fröhlich in die Augen blickend und lachend. Sie eilten sehr, Paul erschien es beinahe wie ein Hüpfen, das sich so oft wiederholte, daß es eigentlich zu einem Schweben wurde. Sie schwebten durch den Regen, über die Straße, dann über eine Brücke, dort sich nochmals küssend, eine Bemerkung zu der Nacht und zu den vorbeigehenden Menschen machend. Ob er oder sie wirklich etwas gesagt hatte und was es gewesen sein könnte, daran konnte sich Paul nicht mehr erinnern. Er flog ja, getragen von ihren Händen, über alles hinweg. Er schwebte.

Vor dem Gittertor an ihrem Haus blieben sie stehen, wobei sie den Schlüssel aus ihrer Hosentasche kramte. Zart, aber entschieden suchten ihre Hände nach dem Schlüssel, bis sie ihn endlich gefunden hatten. Das hatte Paul genau beobachtet, er tat aber so, als würde er nur so nebenbei zusehen und an etwas anderes denken, um nicht den Eindruck der Gier zu hinterlassen. Er lächelte sie mild an, dann hielt sie inne und

sah ihm groß in die Augen. »Willst du wirklich mit hereinkommen?« fragte sie, als könne er noch einmal darüber entscheiden. Das konnte er aber nicht mehr; zu sehr war er doch schon ergriffen von ihrer sanften Macht.

»Ich kann dir ja noch einen Tee machen«, sagte sie, um die Einladung in ihre Wohnung äußerlich zu rechtfertigen. Paul, dem Paralysierten, war die Rechtfertigung völlig egal. In ihm regierten die Emotionen wie nie vorher. Seine Gedanken entwarfen ganz neue Reisen, seine Gefühle schrieben ihm ganz andere Bewertungen vor. Er fühlte seinen Willen in die Hand genommen, wie eine Mutter ihr Kind durch den schweren Straßenverkehr zieht.

Aber all das konnte er nicht mehr richtig beurteilen. Er wußte auch nicht mehr, ob er konkret »ja« gesagt oder sonstwie auf ihre Einladung reagiert hatte. Er fühlte sich wohlig umhüllt von einer umfassenden Geborgenheit, die ihm schlicht gut schien. Er dachte nicht im Entferntesten daran, diese »Geborgenheits-Glocke«, die von ihr ausströmte, zu analysieren. Er weigerte sich, seine Gedanken und Gefühle einer literarischen oder filmischen Anregung, vielleicht sogar einer Weltanschauung oder geistigen Richtung zuzuordnen, wie er es sonst gewohnt war.

»Also gut, komm mit, auf deine Verantwortung«, sagte sie, wandte sich von ihm ab und sperrte das vergitterte Tor zum Haus auf, in dem sie wohnte. Obwohl Paul in seinem Gefühls-Mantel schwebte, nahm er jede Einzelheit seiner Umgebung mit höchster Aufmerksamkeit wahr. Ja, er nahm all die Banalitäten, die er sonst zu verdrängen suchte, mit übergroßer Wachheit in sich auf. Alle Gegenstände schienen zu strahlen, durch die Beleuchtung im Hausflur abwechselnd fokussiert oder mit einer überdimensionalen Lupe vergrößert. Die Farben wallten wie unter einer klaren, harten Wasseroberfläche. Paul erkannte Muster auf den Kacheln im Hausflur, Gesichter zeigten sich und verschwanden wieder, Dämonen, Ungeheuer, Engel. Ein

nächtliches, unbeleuchtetes Schaufenster, das neben dem Hauseingang schlummerte, schien ihm mürrisch-verschlafen entgegenzubrummen.

Dann warf er seinen Augen-Blick zu ihr hin, und sie lächelte strahlend zurück, mit einem glitzernden, sprühenden und unsagbar liebevollen Ausdruck; als beobachte sie seinen Trancezustand und müsse darüber lächeln, da sie gemerkt hatte, wie sehr sie ihn in der Hand hielt. Diese Hand küßte er nun zart, seine Hände lagen irgendwo auf ihren Kleidern und spürten die Wärme ihres Körpers. Mit den die Hand küssenden Lippen sog er etwas von ihr auf, vermischte es mit seinem Inneren und gab es ihr über seine Hände zurück. Dieser Kreislauf war es, der ihm unendliche Geborgenheit vermittelte.

Was sie nach diesen Augenblicken tat, wußte er nicht mehr. Später kamen sie an eine weitere Tür, dann zu einer Treppe, die sie hinaufgingen. Im zweiten Stock schloß sie leise ihre Wohnungstür auf. Sie schwebten beide hinein, gleichzeitig horchend, ob ihnen da etwas entgegenkommen könnte, was sie am Eintreten hindern mochte. Aber da war nichts. Alles still hier. Ihre Kinder, zwei Töchter im Alter von neun und zwölf Jahren, schliefen irgendwo in den abgelegeneren Räumen der Wohnung. Der Freund, den sie meist am Wochenende aufsuchte, war heute nicht da.

Paul atmete noch einmal den Duft ihres Haares, der zwar ein körperlich geprägter Duft war, aber gleichzeitig einen Ruch ihres ganzen Wesens vermittelte. Dann schnupperte er in den Raum hinein und nahm dessen Atmosphäre auf, die sich ihm wie ein unauslöschliches Siegel einprägte. Mit durchdringenden Augen erkannte er im Dunkeln ein paar Bilder, einen Schreibtisch, ein Sofa und eine Menge Unordnung, die ihn keineswegs störte; im Gegenteil: Sie kam ihm sympathisch vor.

Als sie sich dann mit ihrem Geruch und ihrer ganzen Aura von ihm löste, brach vor Angst, sie könnte sich endgültig entfernen, fast alle Hoffnung in ihm zusammen. Verzagt stand er herum, vielleicht bewegte er sich

auch ein wenig in ihre Richtung – das wußte er nicht mehr. Ihr Verhalten war jetzt einmal ausnahmsweise leicht zu begreifen: Sie legte ihre schwarze Lederjacke ab und zog ihre Stiefel aus. Die Sachen lagen nun auf dem Boden herum. Sie ließ alles liegen, warf ihm noch ihr lächelndes Gesicht zu und schritt langsam, wiederum schwebend auf ihren langen Beinen, in einen angrenzenden Flur. Die Lichter ließ sie alle aus. Auch ihn ließ sie dort stehen, wo er sich im Moment aufhielt. Aus der Tiefe der Wohnung vernahm Paul einige Geräusche, aus denen er schloß, daß sie in der Küche war. Von dort drang ein gebrochener Schimmer von gelbem Licht an sein Auge. Das Licht schien ihm so warm, daß er eine vollständige Existenz in einer glücklichen Familie sich vorstellte, regelmäßig zusammen in der Küche sitzend und dort essend, sich unterhaltend – in einer geordneten Welt. Woher diese Vorstellung kam, wußte Paul nicht. Er hatte so etwas noch nie erlebt.

Kurz darauf verlöschte das Licht. Paul fand sich erneut in vollkommener Dunkelheit und Stille. Er sehnte sich nach ihr, nach Friederike. Sein Verlangen steigerte sich so, daß er es mit dem Bedürfnis eines Gehenkten verglich, das Seil um seinen Hals wegzureißen. Mehr von dieser Notwendigkeit getrieben als willentlich sich fortbewegend gelangte er in den Flur, dessen linke Wandseite von Bücherregalen bedeckt war. Das Vorhandensein so vieler Bücher war ihm unwillkürlich sympathisch, so daß ein weiteres Mal Vertraulichkeit in seiner Seele Platz fand. Er sah in einer Vision Friederike vor den Regalen stehen und liebevoll, mit zarten Händen, Bücher sortieren.

Am hinteren Ende des Regals lehnte dann plötzlich die wirkliche Friederike mit dem Rücken zu den Regalbrettern, ihn beobachtend. Aber, was heißt das: beobachtend?

Geradeaus starrend, mit wirrem Haar, fast verwegen alles durchdringend, hatte sie ihre Augen auf ihn gerichtet. Wieder paralysiert bewegte er sich auf sie zu, umfaßte mit beiden Händen ihre Oberarme, und so-

fort war die magische Hülle wieder da, die ihn umgab, wenn er nahe bei ihr stand. Dann begann er sie widerspruchslos zu küssen, diesmal seine Zunge so tief in ihre Mundhöhle hineinschiebend, daß er mit seinem ganzen Wesen darin zu verschwinden glaubte. Seine Hände forderten ihn dabei auf, ihren Körper großflächiger zu liebkosen. Sein Streicheln empfand er als ausnehmend poetisch. Fesseln schienen von seinen Pulsen, die schlagend pochten, abzufallen. Er vernahm plötzlich das Ticken seiner Armbanduhr, aber so laut, daß er befürchtete, es würde alle Schlafenden aufwecken. Wild riß er das Armband auf und schleuderte die Uhr in die Dunkelheit.

Er ließ seine Hände süchtig herunterfahren, als rudere er damit in einem wunderbar warmen Wasser. So glitten sie herab, ganz leicht, bis sie ihren Po erreicht hatten. Ihre Kleider mochte er nicht mehr ertragen. Er rutschte mit den Fingerspitzen unter ihren Gürtel und bekam dort erstmals ihre nackte Haut in der Schamgegend zu spüren. Sie erschien ihm unvergleichlich zart und warm. Er wollte diese Empfindung laut preisen, in lyrisch-psalmodierenden, den Herrn in alle Ewigkeit preisenden Tönen – aber die Stimme versagte ihm, Gott sei Dank, wie er fand. Er wußte sowieso überhaupt nicht mehr, ob er sich richtig verhalte und ob es gut oder schlecht sei, daß er sich nicht mehr kontrollieren konnte.

Er wußte auch nicht, ob seine Augen offen oder geschlossen waren. Der Atemhauch, der aus Friederikes halbgeöffnetem Mund kommen mußte, machte alles weicher und zugleich realer. Er identifizierte ihre Handflächen, die über seinem Rücken streichelnd schwebten.

Er faßte sie nun am Po an, aber der Gürtel ließ zu wenig Platz. Deshalb ging er mit den Händen nach vorne, öffnete ihre Hose und fuhr auf den Po zurück. Da preßte sie mit solcher Vehemenz ihr Becken gegen das seine, daß er fast nach hinten umgefallen wäre. Er trat einen halben Schritt zurück. Den so gewonnenen

Spalt zwischen ihren Körpern nutzte er aus, um an ihren Busen zu kommen. Bald bekam er ihre offenen Brüste zu fassen, die er sogleich zart liebkoste. Mit Genuß nahm er die Schmerzen wahr, die ihm die Schönheit und Freude an seiner Lust bereiteten.

Dann ging er mit den Händen wieder an ihre Scham und rieb zart die dortigen Fältchen. Sie löste sich aber von ihm und zog ihn mit zitternden und dadurch vielversprechenden Händen in ein anderes Zimmer, in dem sie auf ein großes Bett sanken. Mit einem Mal war sie nackt, er hatte zu diesem Zeitpunkt nur noch seine Hose an, mit der er in ihrem Schoß lag. »Zieh dich aus, bitte!« sprach sie jammernd. Seine Bekleidung kam ihm nun lächerlich und unerfahren vor.

Schnell hatte er Hose und Unterhose beiseite geworfen und sich auf sie gelegt. Dort begann er langsam mit dem Glied in sie einzudringen. Das ging sehr leicht, überraschend leicht, was er auf ihre Schwangerschaften zurückführte. An einer Stelle spürte er in ihrer Scheide einen leichten, aber reizvollen Widerstand, den er sich nicht erklären konnte. Danach ging es umso sanfter in die Tiefe. Diesen kleinen Widerstand interpretierte er später als typischen Ausdruck ihres Wesens: Anziehungskraft und Zurückweisung gingen Hand in Hand.

Jetzt ließ ihn das Ruhen in ihren Armen, mit dem Glied in ihrer Scheide, erstmals das Wort »Geborgenheit« richtig verstehen. Sanft bewegte er sich auf und ab, immer nur darauf achtend, wie er ihr eine Freude, den höchsten Genuß, bereiten könnte. Wenn er spürte, daß sie schwerer atmete, besonders wohlig an einer Stelle nachgab oder fordernden Widerstand bot, setzte er seine Bewegung in genau diese Richtung fort, um sie zu erfreuen.

Auch sie schien alles geben zu wollen, was sie an Zärtlichkeit ausfließen lassen konnte, wobei er fand, daß sie in dieser Hinsicht die höchste Weisheit erreicht hatte, die man erlangen konnte. Warm floß endlich

aller Samen in sie hinüber, ohne daß er seine Bewegungen unterbrach. Es ging jetzt nur noch weicher, noch wohliger.

Er erinnerte sich an seine Jugend, seinen ersten Samenerguß eines Nachts, als er von einem Mädchen geträumt hatte, das er damals liebte. Es war seine erste große Liebe, und sie hieß Franziska. Bei dem Gedanken an diesen Namen mußte er lächeln; die Parallelität der Namen »Franziska« und »Friederike« fiel ihm auf. Andererseits erschien ihm diese Liebe lächerlich gegenüber dem, was er heute empfand und ganz neu kennengelernt hatte. Der kindliche Samenerguß damals hatte ihn in einen Schockzustand versetzt, weil er noch nicht richtig aufgeklärt war und Angst hatte, daß irgendwelche Organe herausgekommen seien. Eine Menge lebenswichtiger Zellen vielleicht.

In einer Vision während des heutigen Samenergusses fand er sich auf der Suche nach sich selbst. ›Ich muß mich selbst finden!‹, dachte er, auf ihrem Körper wie in einer Landschaft liegend. Aber er träumte mehr, als daß er logisch nachdachte, und es war ihm, als sei genau das der richtige Zustand, um sich selbst zu finden.

Er träumte von einer südlichen Insel. Ihm war, als sähe er sich durch Sanddünen gehen, in Wirklichkeit waren es eher Felsklippen. Zwischen den Felsen waren jedoch viele Grasflächen, die ab und zu mit Büschen bewachsen waren. All das erhob sich aus dem unfaßbar blauen und in der Ferne wie ein Nachthimmel silbrig werdenden Meer. Die ganze Szenerie erschien ihm überhaupt wie zwischen Tag und Nacht gelegen.

Er ging mit ihr, die er liebte. Langsam, sich mit ihr bei jedem Schritt wiegend, fast stolzierend. Sie gingen Arm in Arm manchmal, dann nicht mehr. Ab und zu lächelten sie sich an und sahen sich tief in die Augen, dann betrachteten sie den Himmel, die Felsen oder den Sand.

Sie wußten genau, daß sie das Land nicht kannten, und es war sehr einsam. So fühlten sie sich aber nicht,

denn sie legten keinen Wert auf andere Menschen, sie wollten allein sein. Obwohl sie das Land nicht kannten, wußten sie genau, daß es hinter dem Anstieg der Berge karg werden würde, daß dort nur einige Gräser wuchsen und Ölbäume oder Sträucher. Trotzdem liebten sie dieses Land, denn es war trocken und heiß, die Mittagssonne lag wie ein schwerer, orangefarbener Ring über der Welt. Ein ganz leichter, heißer, ab und zu auch etwas kühlender Luftzug wehte darüber hin.

Sie trugen beide nur wenig Kleidung, was ihnen nichts ausmachte, denn ihre dünnen, sonnengewöhnten Körper waren in letzter Zeit tiefbraun geworden. Sie gingen barfuß, ohne Beinkleider, und auch ihre beiden Oberkörper waren nackt, nur um die Lenden hatten sie ein braunes, leinenes Tuch gewickelt, das sich etwas ins Gesäß einschnitt, ohne wehzutun.

Mit einem Mal lagen sie versteckt, obwohl keine Menschenseele weit und breit zu erwarten war, zwischen mehreren Sandhügeln, und begannen sich zu lieben. Sie liebten dabei nicht nur den jeweils anderen, nunmehr ganz entblößten Körper, sondern auch den wärmenden Sandboden, das aus der Ferne herüberrauschende Meer und das ganze Alleinsein, das sich über allem verbreitete. Als er sich in sie verströmte, genoß auch sie die Entspannung in der höchsten Lust.

Das dachte er im Traum, als er während des Samenergusses den Eindruck hatte, er fände sich selbst.

Friederike stöhnte nach seinem Samenerguß etwas stärker und hielt schließlich leicht verkrampft inne, um sich ihrem Orgasmus ganz hingeben zu können. Ihre Hände wurden in diesem Moment sehr fest. Diese Hände klangen wie ein zärtlicher Hilferuf, als wollten sie sagen: »Halt mich fest, es ist zu schön, es ist schöner als ich ertragen kann!« In dem Moment, als ihre Vagina sein still gewordenes Glied umklammerte, verlor er alle Scham, die er bisher Frauen gegenüber empfunden hatte.

Das ist nun die höchste Würdigung, die sich Menschen mit ihren Körpern und überhaupt ihrem ganzen

Wesen zukommen lassen können, dachte er. Dann fesselte eine andere Geste von ihr seine ganze Aufmerksamkeit: Sie nahm sein herausgezogenes, noch steifes Glied und drückte es liebevoll an ihre Scheide, wo sie sich noch ein wenig daran rieb. Die Wahrnehmung von den Fingerspitzen, die sein Glied hielten, war so enorm, daß er einen Augenblick lang vermutete, von nun an müßten sich Brandmale an den entsprechenden Stellen bilden, die erst nach Jahren vernarben könnten.

Dann sagte sie kurz: »Es war wunderwunderschön. Das können wir jederzeit wiederholen.« Durch diese Aussage fühlte er sich erstmals in seinem Leben grundsätzlich gerechtfertigt. Noch nie war sein Selbstbewußtsein so gefestigt worden wie durch diese beiden Sätze. Noch nie zuvor fühlte er sich dermaßen angenommen, auch bei seiner Mutter hatte er dieses Ausmaß an Bestätigung nicht erlebt. Trotzdem wußte er vor Benommenheit nicht, ob er glücklich oder traurig sein sollte; denn ein ganz entferntes Schuldgefühl gegenüber seiner Frau beschlich ihn plötzlich. Er wußte auch nicht, ob Friederike von diesen schwachen Regungen etwas wahrgenommen hatte. Jedenfalls sagte sie unvermittelt: »Geh jetzt bitte, ich will nichts zerstören!« Das wiederholte sie mehrmals in ähnlich zartem Ton und begann, gleichsam mit den Füßen tastend, im Zimmer herumzulaufen.

Diese Bemerkung: »Ich will nichts zerstören« imponierte ihm ungemein. Sie kam ihm ungeheuer verantwortungsbewußt vor, so als stünde sie wie eine reife, erwachsene Frau über allem und könnte für sie beide denken. Er stand gehorsam auf, zog sich an und dachte über alles nach. Dabei wurde er abermals traurig, denn die Phase nach dem Geschlechtsverkehr, das Beieinanderliegen und Träumen, war seiner Meinung nach in einer Partnerschaft das Schönste überhaupt. Und nun konnte er diese Phase nicht auskosten. Ob sie das heute auch so empfand, wußte er nicht.

Als er sich anzog, fühlte sie sich anscheinend gedrängt festzustellen: »Das hab ich übrigens noch nie

gemacht, daß ich schnell einen Mann mit in die Wohnung genommen hab, noch nie, verstehst du? Glaubst du mir das?« Paul nickte, aber ob er es glauben sollte, wußte er nicht.

Anschließend stellte sie wiederum eine Frage, irgendwie aus der Dunkelheit des Raumes heraus, während er damit beschäftigt war, sich anzuziehen: »Wirst du es deiner Frau erzählen?« Und schnell antwortete er, damit sie nicht dächte, er würde sich vielleicht etwas zurechtlegen: »Ja, ich erzähl's ihr.«

Weil er das gesagt hatte, müsse er es auch tun – so beschwor er es sich jedenfalls. Und diese Beschwörung trug er mit sich fort, nach einem Abschiedskuß hinaus in das Treppenhaus, durch die Haus- und die Gittertür auf die nächtliche Straße.

2

MIT SCHNELLEN SCHRITTEN flog er in die Richtung, in der seine Wohnung lag, jetzt aus der Distanz über alles nachdenkend. Von den letzten Sätzen ihres Gesprächs her hatte er das Bild seiner Frau vor Augen: Er sah sie, wie so oft, still und ein wenig traurig dasitzen, müde, in sich gekehrt, depressiv. Er entwickelte Schuldgefühle ihr gegenüber, obwohl sie doch seit einiger Zeit einen anderen Freund hatte. Trotzdem: »Ich bin verführt worden – ich bin verführt worden!« sagte er ständig vor sich hin, als müsse er diese Sätze vor einem großen Tribunal vortragen.

Als er sich selbst gegenüber ehrlicher wurde, machte er sich klar, daß es eine einseitige Verführung nicht geben kann. Freilich hatte auch er seinen Teil zur Vereinigung mit Friederike beigetragen. Die erste Initiative war in hohem Grad von ihr ausgegangen, das konnte niemand bestreiten, überlegte Paul; er selbst hat diese Initiative verstärkt und bis zur körperlichen Vereinigung vorangetrieben. War die Begegnung zwischen ihnen damit abgeschlossen?

Auf dem Rest des kurzen Heimwegs durch die Nacht schlugen seine Gedanken die verschiedensten Lebenswege und Lebensentwürfe ein, mit und ohne Friederike, mit und ohne seine Frau, je nachdem. Die beiderseitigen Voraussetzungen waren ihm seit den Kaffeehausgesprächen klar: Paul lebte in einer Phase der Trennung von seiner Frau, Friederike lebte unverheiratet, als Alleinerziehende von zwei Töchtern im Alter von etwa acht beziehungsweise zwölf Jahren. Außerdem hatte sie einen Partner mit Hausbesitz in einer nördlich gelegenen Kleinstadt, den sie an jedem Wochenende aufsuchte. Paul war von Beruf Schriftsteller und Fotograf, des weiteren durch ein Vermögen finanziell gesichert; Friederike verfügte als Lehrerin an der Grundschule über ein gesichertes Einkommen, ihr Partner war in seinem technisch-kaufmännischen Beruf ebenfalls gut etabliert. War Friederike mit diesen

Verhältnissen unzufrieden? Wollte sie ihr Leben ändern – oder mit Paul nur ein kurzes »Abenteuer« erleben? Vermochte der technisch-kaufmännisch orientierte Partner die musische Seite seiner hochsensiblen Freundin nicht richtig anzusprechen? Oder diente er als ruhiger Pol, als Ausgleich für ihre abgründigen, rauschhaften Gefühlswelten?

Als Paul an seiner Haustür angekommen war, hatte er sich beruhigt und dachte daran, die Dinge einfach auf sich zukommen zu lassen. In seiner Wohnung begann er gleich, sich nach der zu sehnen, mit der er kurz vorher vollkommen, wie ihm schien, vereint war. Er wollte gar nicht in sein eigenes, verlassenes Bett, dazu war er viel zu aufgeregt. Er setzte sich ins Wohnzimmer zwischen seine Bücherwände und rauchte eine Zigarette nach der anderen. Dabei fühlte er sich grandios-romantisch: allein zwar, aber mit einem atemberaubenden Erlebnis im Rücken. Gegen alle Widerstände wollte er diese Beziehung fortsetzen. Dabei gibt es doch gar keine Widerstände, überlegte er ganz nüchtern. Was die anderen – die Familie, die Freunde und Bekannten – Negatives sagen würden, war ihm egal. Im Gegenteil: Er würde Friederike stolz herumzeigen wollen.

Als er mit aller Ehrlichkeit in sich ging, ahnte er, daß er im Zusammenleben mit Friederike schon jetzt nichts mehr zu regulieren vermochte; seine ganze Persönlichkeit war wegen der enormen Bestätigung, die er durch sie erfahren hatte, bereits in vollem Umfang an sie gebunden. Er war mehr an diese rätselhafte Gestalt gekettet als ein Süchtiger an sein Rauschmittel. Eine Loslösung schien auf alle Zeit undenkbar. Daß dieses kurze Miteinander Schlafen so eine Bindung zur Folge haben kann, war ihm bisher noch nie klar geworden. Warum diese Bindung gerade bei ihr entstanden war, wußte er nicht.

All diese Gedanken blieben merkwürdig ungeordnet, nicht rational, stark von Gefühlen durchsetzt. Die ganze Nacht sah er ihre Gestalt vor sich, ging noch einmal jedes Wort, jede Szene des Abends durch und

versuchte, die erlebten Widersprüche auf einen Nenner zu bringen, was ihm aber nicht gelang. Permanent wurde er von ihren Worten: »Es war wunderwunderschön. Das können wir jederzeit wiederholen« und andererseits: »Geh jetzt! Ich will nichts zerstören«, hin- und hergerissen. Auf jeden Fall glaubte er in seiner Biographie einen historischen Schritt gemacht zu haben; denn gerade die Widersprüche warfen ganz neue Bereiche seines Wesens auf, von deren Existenz er bisher noch nie etwas geahnt hatte.

Er saß da, rauchte ab und zu und betrachtete im Innern ihr Bild. Es war aber weniger ein Gesamtbild von ihr; und, wenn er sich genauer analysierte, mußte er feststellen, daß es im Grunde nur ihre Hände waren, die er permanent vor sich sah oder weiterhin auf seiner Haut zu spüren glaubte. Mit diesen ihren Händen hatte sie ihn wie von fern angerührt – wobei ihm das Wort »Weisheit« im Kopf herumging. Er spürte ihre Hände an seinen eigenen Händen, in seinem Gesicht, das sich daraufhin wohlig verkrampfte, an seinem Arm, an seinem Rücken, wo sie ruhten, während er auf ihr lag, an seinem Penis und an seinen Augenbrauen. Er fühlte sich verzaubert, als habe sie streichelnd ihre Aura über seinen Körper verbreitet, wie man eine Salbe verteilend in die Haut einreibt. Er dachte, sie berge eine tiefe innere Wahrheit, die in ihrem sonstigen Auftreten nicht zum Ausdruck komme, bei ihrer Vereinigung mit ihm aber über ihre Hände an die Oberfläche getreten sei. Was dies für eine innere Wahrheit sein könnte, das wußte Paul nicht.

So sann er die ganze Nacht. Als es draußen hell wurde, hatte er vielleicht ein wenig geschlafen – oder auch nicht, da irrte er sich meistens. Er lag angezogen auf dem Sofa, der Aschenbecher war mit Zigaretten überfüllt. Resignation machte sich breit. Ernüchterung. Jetzt gab er der Beziehung mit Friederike keine Zukunft mehr. Es war sicher nur eine schnelle, gemeinsame Nacht gewesen, aus der sich nichts weiter ergeben würde, dachte Paul. In den folgenden Tagen würde sie

ihn möglicherweise nicht einmal mehr kennen.

Er ging nun die Daten durch, die bei seinem inzwischen manisch geregelten Leben als nächstes auf dem Stundenplan standen. Da es Sonntag war, trat heute die Sonntagsregelung in Kraft: Feierlich frühstücken, dabei Kunstbildbände betrachten, später in einen Vorort fahren, um beim Schwiegervater und der dort wohnenden Verwandtschaft Mittag zu essen, dann ein Spaziergang, etwas Arbeit im Fotolabor und schließlich das Abendprogramm: mit Wannenbad, Fernsehen und Pizza-Essen. Danach würde seine Frau kommen und einige Tage in der noch bestehenden, gemeinsamen Wohnung übernachten; denn von hier aus konnte sie ihre Schule besser erreichen.

Aber es kam alles ganz anders. Und diese ständigen Änderungen warfen Pauls Welt- und Lebensbild völlig über den Haufen. Bisher hatte er die Vorstellung, die Regelmäßigkeit seiner Tagesabläufe müßte bis zu seinem Tode bestehen bleiben. Daran glaubte er fortan nicht mehr.

Kurz vor zehn Uhr klingelte an diesem Sonntagmorgen das Telefon. Paul erwartete einen Anruf seiner Frau oder seiner Schwägerin bezüglich der anstehenden Tagesordnung. Aber sofort, nachdem er abgehoben hatte, hörte er ihre, Friederikes, Stimme. Sie fragte unvermittelt: »Hängt bei euch jetzt der Haussegen schief?«

Diese Anfrage änderte alle seine Entwürfe und die Parameter, mit denen sie verbunden waren. Überrumpelt gestand Paul, daß er allein sei und daß seine Frau voraussichtlich erst am Abend kommen werde. Dann schilderte er kurz seine Überraschung und – korrigierend – die Freude, die er wegen ihres Anrufs empfinde. Außerdem sagte er, er sei noch immer ganz benommen wegen der letzten Nacht und fühle sich außergewöhnlich glücklich. All das sprudelte aus ihm heraus, ohne daß er es kontrollieren konnte. So eine Überrumpelung hatte er noch nie erlebt.

»Hast du danach noch geschlafen?« wollte sie kurz

wissen. Er verneinte, worauf sie zugab, ebenfalls nicht geschlafen zu haben und auch noch ganz benommen zu sein. Dabei übernahm sie die Bildlichkeit seiner Ausdrucksweise, unter anderem seine Beschreibung, er befinde sich in einem »Schwebezustand« und seine Haut würde überall prickeln. Diese Übereinstimmung in der Sprache begeisterte ihn so sehr, daß er in schwärmerische Liebkosungen ausbrach, an deren Inhalt er sich später nicht mehr erinnerte. Sie schnitt seine Tiraden mit der Feststellung ab, daß sie nicht gern telefoniere und es bevorzugen würde, mit ihm direkt zu sprechen.

Das warf ihn in die Realität zurück. Schnell schilderte er seine Tagesplanung, die ihm später kindisch vorkam; denn auf jenem Stundenplan war kein Platz für sie. Sie sagte sogar: »Du hast wohl gedacht, daß du nur mal kurz mit einer ins Bett gehst und dann hast du nichts mehr mit ihr zu tun?« Dieser Vorwurf schockierte ihn enorm. Die sexuelle Benutzung einer Frau so auf die Schnelle konnte er sich nicht vorwerfen lassen. Außerdem wollte er die Beziehung zu ihr so lange wie möglich bewahren. Am liebsten hätte er sie gleich gefragt, ob sie ihn heiraten wolle. Warum er das unterlassen hatte, wußte er nicht. Vorerst schlug er für den Nachmittag ein Treffen vor. Später wurde ihm klar, daß sie ursprünglich an ein sofortiges Wiedersehen gedacht hatte.

Sie stimmte dem Nachmittagstermin sofort zu und nannte das Palais-Café in der Altstadt als möglichen Ort der Zusammenkunft. Ihm wäre es freilich lieber gewesen, er könnte sie in ihrer Wohnung besuchen, mit dem Hintergedanken, daß sie dann wieder miteinander schlafen würden. Aber er wollte nicht zu aufdringlich sein und willigte ein. Mit dieser Zurückhaltung begann eine ganze Reihe weiterer Zurückhaltungen und ein Zögern, das er später bitter bereute. Er konnte sich aber nie ganz erklären, warum er damals so zögerlich war.

Sobald Ort und Zeitpunkt des Treffens auch nur

andeutungsweise vereinbart waren, sagte sie »Tschüß!« und legte auf. Diese Art der schnellen Trennung gehört anscheinend zu ihrem Wesen, dachte Paul, und schloß daraus, daß sie eine ganze Menge an Trennungserfahrungen haben müsse.

Seinen feierlichen Sonntagsmorgenkaffee konnte er anschließend nicht mehr in gewohnter Weise zelebrieren. Mehr nebenbei schüttete er das zu stark gewordene Getränk in sich hinein und aß die aufgebackenen, diesmal etwas verbrannten Butterhörnchen. Es war keineswegs mehr ein gepflegtes Frühstück wie bei Thomas Mann, beziehungsweise den Buddenbrooks, welchen er immer nachzueifern versuchte. Er besaß einen Bildband mit dem Titel »Zu Gast bei Thomas Mann«, den er am Sonntagmorgen während des Frühstücks gern betrachtete.

Er konnte sich überhaupt nichts mehr erklären: Einerseits ging sie aufs Ganze, andererseits war sie – wie er – zurückhaltend. Zuallererst war es gewagt von ihr, am Sonntagmorgen vor zehn Uhr anzurufen … Aber von diesen bürgerlichen Regeln galt es nach seinen neuesten Erkenntnissen schnell Abschied zu nehmen. Außerdem hatte er Freunden gegenüber immer wieder betont, daß sie ihn anrufen sollten, wann immer sie es für richtig hielten, auch wenn es nachts um vier wäre. Er hatte sich manchmal geradezu gewünscht, daß in tiefer Nacht jemand bei ihm anrufen möge. Einmal tat das eine nette Freundin, in die er sich verliebt hatte, woraufhin er noch begeisterter von ihr war. Warum sollte er nun gerade bei Friederike dieses Prinzip aufgeben?

Dennoch erschienen ihm Friederikes Anruf und sein Zeitpunkt gewagt. Er selbst hätte nie daran gedacht, das zu tun. Wenn sie darüber hinaus noch annahm, daß seine Frau da sei und der »Haussegen« schief hinge – unter diesen Umständen mußte er zu dem Schluß kommen, daß sie keine Hemmungen habe und von unerträglicher Sehnsucht nach ihm besessen sei. Welche seiner Annahmen jedoch zutreffen oder

nicht, das konnte er nicht beantworten.

Das Frühstück hatte er ohne Genuß zu sich genommen, auch hatte er weder einen Bildband noch die Sonntagsbeilage einer Zeitung gelesen, um wenigstens zu »kontrollieren«, wie er es nannte, ob sein Name irgendwo in den Feuilletons erwähnt sei oder ob einer seiner Artikel, den er eingereicht hatte, an diesem Wochenende abgedruckt wäre. Er hing nur seinen Gedanken nach, jedes Wort, das sie sagte, und jede Szene des Vorabends hin- und herwendend.

Das Telefonat erschien ihm weit weniger intensiv als alle persönlichen Begegnungen mit ihr. Plötzlich empfand er das Telefonieren als oberflächlich, obwohl er es sonst sehr schätzte. Er nahm grundsätzlich sein Funktelefon überallhin mit, weil er immer erreichbar sein wollte. Jetzt aber entstand in ihm die unwiderstehliche Sehnsucht, ihr direkt gegenüberzustehen. Er wollte genau beobachten, welchen Gesichtsausdruck sie bei ihren einzelnen Worten am Telefon angenommen hatte, ob sie mit dem Apparat dastand oder lag oder saß, wie sie ihre Hände bewegte und all das. Auch ihre Umgebung hätte er gern gesehen und wie die Idee, mit ihm Kontakt aufzunehmen, sich in ihren vorhergehenden Bewegungen, Gedanken und Gefühlen entwickelt hatte. Vielleicht hatte ein Gegenstand, vielleicht ein Bild in ihrer Wohnung dazu beigetragen, daß sie ihn anrief, vielleicht war es … die Art des Sonnenscheins, der in ihr Zimmer fiel. Er fand es plötzlich fremdartig und merkwürdig, wie jemand durch einen Anruf in die Lebenssituation eines anderen Menschen oder einer Gruppe gleichsam unorganisch hereinbricht. Andererseits bewunderte er das Telefon, das die heutige, erneute Kontaktaufnahme ermöglicht hatte. Diese Kontaktaufnahme würde sein Leben umstürzen, das wußte er. Ob sich sein Leben zum Besseren verändert hätte, wenn sie ohne die Existenz des Telefons – vielleicht durch einen Brief – mit ihm Kontakt aufgenommen hätte, das wußte er nicht.

Ganz gegen seine Gewohnheit schaltete er schon

tagsüber das Fernsehgerät ein und traf auf die Übertragung einer historischen Konzertaufzeichnung. Furtwängler dirigierte. Manchmal schloß Paul die Augen und ließ den Beethoven auf sich niederströmen. Als er die Augen wieder öffnete, waren Furtwänglers Hände in Großaufnahme zu sehen: Sie standen zitternd und doch ruhig in der Luft, Haare und Adern des Handrückens ragten ins Gegenlicht. Wie man als Musiker auf die dargestellten Handbewegungen reagieren konnte, wußte Paul nicht; er sah aber sehr wohl, wie vielfältig diese Hände andauernd über Musik redeten.

Schnell war die Mittagszeit herangekommen und Paul fuhr mit dem Auto in einen Vorort, in dem seine Verwandten wohnten, die ihn zum Mittagessen eingeladen hatten. An diesem Essen nahm er wie abwesend teil; seinen Schwiegervater, seinen Schwager und seine Schwägerin sowie deren Töchter nahm er kaum wahr. Es fiel ihm nur auf, daß sein Schwiegervater nervös war und daß seine Hände an den herabhängenden Armen zitternd fuchtelten, wenn er etwas erzählte oder auf etwas wartete. Das machte Paul nervös. Ungeachtet dessen wartete er selbst ungeduldig auf den Nachmittag, auf das Treffen mit Friederike. Zusätzlich brach ungestüm die Erinnerung an die vergangene Nacht über seine Gedanken herein.

Noch nervöser als sein Schwiegervater wurde Paul beim Warten auf das Ende des Mittagstischs. Nach dem letzten Gang entfernte er sich sofort mit einer Entschuldigung, und zwar im Hinblick auf die viele Arbeit, die er heute noch zu erledigen habe. Der Respekt, der ihm nach dieser Entschuldigung entgegengebracht wurde, befriedigte Paul. Daß er gelogen hatte, störte ihn überhaupt nicht. Für ihn gab es jetzt nur noch eine einzige entscheidende Wahrheit: Friederike.

Um die Zeit bis zum Zusammentreffen mit ihr zu überwinden, fuhr Paul langsam in der Stadt und der angrenzenden Landschaft herum. Was er sah, war ihm völlig egal. Er wollte sich durch das Fahrgefühl beruhigen lassen. In den Rekorder hatte er eine Kassette mit

Klaviermusik eingelegt: Die kräftigen, männlich anschlagenden Hände des Pianisten Edwin Fischer kamen zur Aufführung. Kräftige Hände erzeugen zarte Musik, sinnierte Paul. Zärtlich strich er über das Lenkrad, die Zärtlichkeit gegenüber Friederike gleichsam einübend.

Dann war es plötzlich soweit: Der Zeitpunkt des Zusammentreffens mit Friederike war überraschend schnell nahegerückt. Paul fuhr mit höherer Geschwindigkeit zu einem Parkhaus, das in der Nähe des Café-Palais lag, in dem sie sich treffen wollten. Jede Kleinigkeit, die sein Fortkommen verzögerte, machte ihn nervös: das lange Rot an einer Ampel, ein schleichender Fahrer vor ihm, ein Fußgänger, der allzu zögerlich die Straße überquerte. Im Parkhaus stellte er den Wagen möglichst nah am Ausgang ab und rannte die Treppe hinauf, über ein, zwei Brücken und durch die Altstadtgassen in das Palais-Café.

Dort saß sie schon, allein an einem Tisch, in einer Zeitschrift blätternd, scheinbar ganz ruhig. Schon ihr Anblick veränderte seine Sichtweise der gesamten Umgebung, alle Stimmungen lösten sich auf in eine angespannte, umfassende Begeisterung. »Hallo«, grüßte er und sie lächelte charmant und spitzbübisch zugleich, wieder funkelten ihre Augen, sie drehte sich langsam zu ihm hin, wie in Seligkeit schwimmend. Da wußte er, daß er sie küssen mußte, nahm Platz und versenkte sich mit ihr in eine leidenschaftliche Kuß-Umarmung, die seine Gedanken auf die Sätze beschränkte: Jetzt bist du da, jetzt ist alles wieder gut. Sie hat dich erneut angenommen, du bist ein Held. Er schwebte.

Danach stellte er fest, daß sie ihre Hände anscheinend auf seine Schultern gelegt hatte, denn sie zog ihre langen Arme wie landende Flügel sorgfältig zurück. Sie sagte immer noch nichts, sondern lächelte nur wieder verschmitzt. Dann kam die Frage: »Hast du gut zu Mittag gegessen?« Er antwortete, daß er kaum etwas heruntergebracht hätte, da er es nicht habe erwarten können, bei ihr zu sein. Sie deutete an, daß es ihr

genauso gehe und sie berichtete weiter von ihrem Vormittag. In diesem Stil unterhielten sie sich noch eine Weile und klärten einzelne Fragen. Er wies zum Beispiel darauf hin, daß seine Frau erst am Abend kommen werde, daß sie depressiv sei und daß er Angst vor ihrem Eintreffen habe. Was Friederike außerdem erzählte, vergaß er bald; nur Äußerungen über ihre Vorlieben oder Abneigungen gingen in sein Bewußtsein, das mit höchster Aufmerksamkeit alles aufsog, was sie an Signalen zu ihm sandte.

Er beobachtete, daß sie ein Glas Bier leerte, aber er dachte nicht weiter darüber nach. Es schien ihm alles richtig, was sie tat. Er bestellte jedenfalls einen Saft und mußte vor Aufregung ständig rauchen. Als er darauf zu sprechen kam, wie schön es mit ihr gewesen sei und wie sehr er sie bewundere, küßte sie ihn mit äußerster Leidenschaft. Das war ihm peinlich, warum, das wußte er nicht. Später ärgerte er sich über seine Scham- und Peinlichkeitsideen. Die Umgebung im Lokal konnte ihm doch egal sein; denn der Raum, in dem sie saßen, war meistens leer. Genauso wie letzte Nacht schien sie ausgemergelt nach Zärtlichkeit.

Paul war nicht minder erregt, sein Glied versteifte sich und wollte fast platzen – als sie es überraschend unter dem Tisch mit ihrer Hand umklammerte. Sie küßten sich und küßten sich. Jedesmal, wenn sie sich nach einem Kuß voneinander lösten, schwebte sie wie im Trancezustand zurück und lehnte sich in ihren Stuhl, als sei sie von einem weiten Rundflug gelandet.

Viele Details, die sie äußerte, prägte er sich nicht ein, er beobachtete das Gespräch allerdings sehr angespannt daraufhin, ob alles sozusagen gut geht. Und es ging gut. Eine Atmosphäre des gütlichen Beisammenseins blieb dauerhaft bestehen, ja, es war sogar anregend und spannend für Paul, mit Friederike alle möglichen Arten von Signalen auszutauschen: Blicke, zärtliche Berührungen, ein paar Worte. Allerdings hatte er das Gefühl, er müsse die gewisse Spannung aufrecht erhalten, es dürfe kein Moment der Langeweile sich

ausbreiten. Sonst würde sie wahrscheinlich recht schnell aufstehen und das Beisammensein mit unkontrollierbarem Ausgang beenden.

Vorerst war freilich alles noch höchst erregend und schön verwirrend für Paul: ihr Lächeln, ihr verschmitztes Grinsen, ihr hingebungsvolles Trinken, ihr Streicheln und Küssen, ihr verschämtes Umherschauen, das aber mehr gespielt war und nicht ihr wahres Interesse beanspruchte. Immer wieder trank sie ein Bier oder einen Wein, dann stand sie plötzlich schnell auf und fragte: »Rufst du mich irgendwann wieder mal an?«

Vor Schreck konnte er kaum die Antwort artikulieren und bejahte mit einem Abwinken der Hände, welches Selbstverständlichkeit andeuten sollte. Paul wußte aber nicht, warum sie jetzt auf diese Frage gekommen war. Außerdem war er schockiert darüber, daß sie nicht nur aufgestanden, sondern auch schon halb weggegangen, ja fast geflüchtet war. Nach jeder Vereinigung erfolgt ein Zurückweichen, dachte er sich, konnte es aber nicht erklären.

Benommen saß er noch lange Zeit allein im Café, ihr nachblickend und über jeden kleinen Moment des Zusammenseins und seine Folgen nachsinnend. Warum sie wohl jetzt schon gegangen war? Bestand heute noch eine Chance, sie zu sehen, ja vielleicht sogar mit ihr zu schlafen? Ihre Frage: »Rufst du mich irgendwann wieder mal an?« setzte voraus, daß der künftige Kontakt nicht selbstverständlich sei, daß sie beide keine verbindliche Beziehung zueinander hätten. Wollte sie nun eine solche oder nicht? Wie wäre sie herzustellen? Paul wußte nur, daß er sie wiedersehen mußte, wenn sein weiteres Leben einen Sinn haben sollte. Wie alles nun allgemein weitergehen sollte, wußte er nicht. Manchmal vergrub er sein Gesicht in die Hände, als wolle er die Fülle der anstürmenden Fragen nicht zu heftig auf sich einprasseln lassen.

Außerdem wunderte ihn natürlich das »Irgendwann« in ihrer Fragestellung. Rechnete sie damit, daß sie von nun an erst einmal eine Zeit lang getrennt sei-

en? Hatte sie nicht auch eine unnennbare Sehnsucht nach ihm, wie er sie für Friederike verspürte? Wieder verbarg er sein Gesicht, das ihm wie eine Mondlandschaft erschien: über und über von Gedanken-Meteoriteneinschlägen bedeckt. Dann hob er die Augen und blickte sich um. Er sah den Café-Saal des alten Palais, den schönen Holzboden, den Stuck an der Decke, die barocken Fensterkreuze und Vorhänge; aber all das war ihm egal. Mit einem Mal war ihm nichts mehr wichtig, was nicht ganz unmittelbar mit Friederike zusammenhing. Nur das leere Bierglas dort, das sie zwischendurch besinnlich gestreichelt hatte, wurde von seinen Augen liebkost. Daraus hatte sie getrunken. Er berührte es mit den Fingerspitzen und fühlte sich einen Augenblick lang wieder ganz nah mit ihr verbunden. Alles Weitere interessierte ihn nicht mehr: die Zeitschriften und Zeitungen, die er sonst intensiv durchgesehen hatte, die hübsche Kellnerin und die anderen Menschen an der fernen Bar. Warum sein allgemeines Interesse plötzlich so geschwunden war, wußte er nicht.

Schließlich ging er zur Theke und zahlte alles, auch ihre Rechnung; denn er hatte Friederike schon vorhin darum gebeten, die Bezahlung übernehmen zu dürfen. Sie hatte bei dieser Gelegenheit einen Moment gezögert und dann ihre Überlegungen mit einem schnell dahingesagten »Na gut« beendet. Danach küßten sie sich oder sprachen über etwas ganz anderes.

Er fuhr nach Hause, weil er seine Frau erwartete. Im Lauf der Fernsehnachrichten traf sie meistens ein, vom Bahnhof mit einem Taxi kommend. Er wußte nicht einmal genau, woher sie kam, wo also ihr Freund wohnte. Er wollte es freilich auch gar nicht wissen und hatte sie nie danach gefragt. Er wollte diesen Freund in seinem Bewußtsein so wenig präsent sein lassen wie möglich. Warum er das tat, wußte Paul nicht – vielleicht sah er darin eine gewisse Chance, doch wieder mit seiner Frau zusammenzukommen.

Während der Heimfahrt und in der ersten Zeit in seiner Wohnung beanspruchten ihn die verschiedens-

ten Überlegungen. Eine widersprüchliche Wut über die Untreue seiner Frau bemächtigte sich seiner, dann schweiften seine Gedanken zu Friederike, sehnsuchtsvoll, aber unsicher.

Er hatte sich auf jeden Fall vorgenommen, seiner Frau die Ereignisse mit Friederike zu erzählen. Dann bedachte er ihre Depressionen und schwankte. Freilich: Er hatte Friederike versprochen, »es ihr zu sagen«. Aber die Gefährlichkeit einer psychischen Krankheit ist nicht zu unterschätzen. Das mußte Friederike einsehen.

Deshalb beschloß er, erst einmal die Psychologin anzurufen, bei der seine Frau seit etwa einem Jahr in Behandlung war. Er schätzte diese Spezialistin und hatte schon des öfteren ihren Rat eingeholt. Sie war eine bekannte Professorin und hatte mehrere Standardwerke veröffentlicht. Seit einiger Zeit suchte auch Paul sie regelmäßig auf, unter anderem deshalb, um seine eigenen Schwierigkeiten bei der Trennung von seiner Frau besser bewältigen zu können. Paul zahlte ihr auch etwas Geld, obwohl beide die Gespräche nicht als Therapie betrachten konnten. Er wurde von ihr getestet, und die Ergebnisse waren immer hervorragend. Das Ergebnis eines Intelligenztests hatte die Psychologin überrascht; so einen hohen Quotienten habe sie noch nie in ihrer Praxis herausbekommen, sagte sie damals flüsternd. »Sie sind psychisch vollkommen gesund«, hatte sie hinzugefügt. »Wenn ich ein Gutachten über Sie schreiben sollte, könnte ich überhaupt kein Krankheitsbild entwerfen.« Dann wies sie noch einmal darauf hin, daß sie noch nie einen Intelligenztest mit so einem hervorragenden Ergebnis gehabt hätte. Sie schrieb das unter anderem der künstlerischen Tätigkeit von Paul zu, welche seine bereits vorhandenen Anlagen optimal ausgebaut hätte.

Paul sah diese Ergebnisse kritisch, so wie die ganze Psychologie überhaupt. Vor allem die dogmatisch verfochtenen psychologischen Theorien hielt er für abwegig und schätzte es an der Psychologin, daß auch sie an kei-

ner bestimmten Schule ihres Fachs krampfhaft festhielt.

Deswegen rief er an jenem Sonntagabend vertrauensvoll bei ihr an, und zwar nach einem vereinbarten Code, da sie am Telefon häufig von Schizophrenen belästigt wurde. Als sie dran war, erzählte er kurz von seiner aufwühlenden Begegnung mit Friederike und fragte, ob er seiner Frau, die gleich kommen werde, davon berichten solle. »Beruhigen Sie sich erstmal«, antwortete die Psychologin, worüber sich Paul sehr wunderte. »Hab ich einen aufgeregten Eindruck gemacht?« fragte er zurück, was sie bejahte. Danach riet sie ihm, vorerst nicht mit seiner Frau über die Sache zu sprechen und deren Stimmung abzuwarten. Am besten wäre es, wenn er noch einige Tage warten würde, und zwar bis zum nächsten Gesprächstermin bei ihr.

Paul stimmte sofort zu und legte unvermittelt auf. Begründen konnte er das nicht; aber er war sich mit einem Mal darüber im klaren, daß er seiner Frau heute Abend nichts von der Geschichte mit Friederike erzählen dürfe und daß er überhaupt erst einmal alles mit der Psychologin besprechen müsse. Sicher, er war Friederike auf diese Weise gleichsam untreu geworden. Aber sie konnte ja nicht alle Umstände kennen, deshalb durfte sie ihm nichts vorwerfen. Ob er bis ins Letzte moralisch gerechtfertigt war, mochte er nicht beurteilen.

Als seine Frau kam, waren gerade die Fernsehnachrichten zu Ende. Der darauf folgende Kriminalfilm, den sie beide gewohnheitsgemäß am Sonntagabend anschauten, hatte bereits begonnen. Paul begrüßte sie freudig, aber selbstbewußt und mit einem kleinen, galanten Scherz. »Du bist heute ja ganz charmant!« sagte seine Frau bewundernd. Über diese Aussage mußte Paul später nachdenken, während sie die übliche Pizza aßen, die sie zum Krimi immer bestellten.

Was ist das – Charme? fragte er sich. Er konnte es nicht recht beantworten. Aber er wußte plötzlich, daß der Charme eines Mannes eines der entscheidenden Phänomene sein müsse, welches ihn für eine Frau an-

ziehend mache. Wahrscheinlich ist es eine Mischung aus Fröhlichkeit, Selbstbewußtsein und intelligenter Ironie, einem intelligent-selbstkritischen Lob vielleicht, das man einer Frau entgegenbringen müsse, um charmant zu wirken, dachte Paul.

Aber er wußte nicht recht weiter, deshalb sah er im Lexikon nach. Dort stand aber nur: Anmut, Liebreiz. Wie Anmut und Liebreiz jedoch entstehen könnten, das war dem Lexikon nicht zu entnehmen. Und auch Paul konnte es sich nur schlecht erklären. Er erinnerte sich nur an den *Don Juan* des Molière, der beim Kennenlernen der Damen immer begann, sie in irgendeiner Weise zu loben. So etwas macht natürlich gleich einen guten Eindruck, dachte Paul. Gleichzeitig erhebt das Lob den Lobenden in eine gehobene Position; denn nur derjenige kann Lob verteilen, der ein gewisses Urteilsvermögen besitzt, das man auch ernst nimmt.

Doch, was Charme darüber hinaus noch sei, das wußte Paul nicht. Irgendwie hatte Charme auch mit Poesie zu tun, fiel ihm ein. »Poesie ist der Charme Gottes«, hatte einmal ein Schriftstellerkollege zu ihm gesagt, wann und in welchem Zusammenhang das war, wußte Paul nicht mehr. Der Satz kam ihm heute aber genial vor.

Er beschloß, nicht weiter darüber nachzudenken und stattdessen ein wenig in der Nacht spazieren zu gehen, nachdem sie beide, Paul und seine Frau, jeder für sich, den Krimi und die Pizza genossen hatten. Der Film war nicht besonders gut, deshalb redeten sie nur wenig darüber.

Paul nahm den Regenschirm mit, denn es goß in Strömen. Seit Tagen und Nächten regnete es unaufhörlich. Das Wasser stand schon auf den Rasenflächen im Park vor seinem Haus und die Luftbläschen tanzten nur so über diesem See, überperlt von den scharf auftreffenden Regentropfen, die aus Hunderten von Höhenmetern herabschossen.

Manche Tropfen waren freilich nur von den Blättern der überhängenden Baumäste gerieselt, welche

schwermütig ihre Arme über den Rasen- und Wasserflächen ausbreiteten. Paul stapfte durch die Gartenanlagen, ohne im kargen Laternenschein die rechten Wege zu finden. Einmal stieß er einen alten Schirm um, den jemand in den Boden gesteckt und dort vielleicht vergessen hatte. Es machte Paul ärgerlich, wie dadurch zusätzlich das Wasser aufspritzte. Andererseits genoß er das Wellen- und Lichtspiel, das er auf diese Weise verursacht hatte: schmutzigbraune Wellen vermischten ihr stumpfes Licht mit den goldenen Strahlen, welche die Straßenlaterne auswarf und deren Widerschein sie zu reflektieren schien.

Paul dachte an Friederike. Er war eigentlich nur hinausgegangen, um wieder mit sich und ihr allein zu sein, um die Eindrücke der Begegnungen mit ihr in seinen Gedanken spielen zu lassen. Er versenkte sich in seine Erinnerungen, das magische Dunkel ihrer Augen vor allem, das charmante Glitzern auf ihrer Netzhaut, ihre Hände.

Als er dann und wann aus seinen Gedanken erwachte, hatte das Plätschern des Regens aufgehört und war in ein sanftes Flüstern übergegangen. Schließlich trat völlige Stille ein. Erwartungsvoll, spannungsgeladen. Paul glaubte die Schwingen einzelner Vögel zu vernehmen, die zwischen den rhythmisch tropfenden Ästen und der Grasoberfläche durchflogen, grau, manchmal braun, unscheinbar. Welche Vögel das waren, wußte er nicht.

Dann identifizierte er deutlich das Schlagen einer Nachtigall. In Gedanken lag Paul plötzlich mit Friederike im Bett, von Düsternis umhüllt. Ihre Hände ließen sie zart auf ihrer Haut spielen. Dann sah sich Paul wieder mit der nächtlichen, regennassen Wirklichkeit konfrontiert. Einige Verse zu einem möglichen Gedicht fielen ihm ein, die er die ganze Zeit in seinen Gedanken herumschob. Er wußte von Anfang an, daß er später dieses Gedicht aufschreiben und an Friederike weitergeben würde. Er nannte das Gedicht

AUFKEIMENDE LIEBE

Ist das eigentlich
ein schneelicht
oder die mondscheibe
eine nachtigall
oder der fernseher
ein rosenlid
oder dein mund
es war wirklich schön finster

Er schrieb das Gedicht mit seinem edlen, alten Füller, den ihm seine Frau einmal geschenkt hatte, auf sein bestes Briefpapier. Schon immer hatte er für schöne Schreibwaren geschwärmt, insbesondere für alte Schreibsachen, von denen er eine ganze Sammlung zusammengetragen hatte. Wahrscheinlich besaß Paul die größte Sammlung alter Schreibwaren in der ganzen Stadt. Sein wertvollstes Briefpapier hatte er sich in Wien drucken – oder besser gesagt: stechen lassen; denn sein Namenszug war auf jedem Blatt als Stahlstich oben links eingeprägt. Mit derselben Druckplatte waren auch die Briefumschläge gestaltet. Warum er diesen Schreibkult so pflegte, wußte Paul nicht.

Er arbeitete lang an dem Briefgedicht, und als er es fertig hatte, stieg er in sein Auto und fuhr durch die schwarze, verregnete Nacht zu ihrer Wohnung. Die Fahrt kam ihm romantisch und melancholisch vor, andererseits war er aufgeregt, wenn er sich ihre Reaktionen ausmalte. Manchmal stellte er sich vor, daß sie begeistert sein müßte, dann wieder befürchtete er, daß sie ihn für albern hielt.

Immerhin war Paul auch als Dichter anerkannt, er hatte zwar noch keinen Gedichtband herausgebracht, aber immer mal wieder in einer Zeitung oder Zeitschrift und auch in Anthologien einen lyrischen Text veröffentlicht. Diese Tatsache würde er ihr vorhalten, wenn sie sich über sein Werk lustig machen sollte. Außerdem genoß Paul einen Ruf als Kritiker von Lyrik-Neuerscheinungen. All das ließ er sich zur Rechtferti-

gung und Stärkung seines Selbstbewußtseins durch den Kopf gehen. Er kam zu dem Schluß: Eigentlich müßte sie sich geehrt fühlen, von einem anerkannten Dichter ein Gedicht zu erhalten. Er fragte sich, ob wohl schon jemals ein Mensch ein einigermaßen passables Gedicht für sie geschrieben hätte. Ihr jetziger Freund jedenfalls nicht. Viele Frauen werden angeschwärmt, dachte sich Paul, sie werden von irgendeinem Mann verehrt, angehimmelt oder zumindest körperlich geliebt; aber nur wenige werden in einem Kunstwerk verewigt.

Mit diesen Gedanken steigerte sich Paul immer mehr in die Begeisterung über seine Person und sein Gedicht hinein. Er bemerkte, wie er sich regelrecht ereiferte über seine eigene Größe und Bedeutung. Das ging ihm manchmal so, in letzter Zeit versuchte er diese Tendenz mit wachsender Selbstkritik zu überwinden. Jetzt aber brauchte er den Größenwahn und ließ ihn gewähren. Zu groß war seine Angst vor ihrer Kritik. Solche Kritik wäre umso niederschmetternder für ihn, weil er seine Existenz bisher vollkommen mit seinen literarischen, journalistischen und fotografischen Arbeiten gerechtfertigt hatte. Sein gesamtes Selbstbewußtsein beruhte darauf. Jetzt aber spürte er, wie er plötzlich von der Achtung Friederikes abhängig geworden war. Er sah sich zu einem neuen Engagement gezwungen, nachdem er schon ein ganzes Jahrzehnt lang saturiert seine Arbeit als freischaffender Schriftsteller und Fotograf verrichtet hatte. Jetzt stand wieder alles auf dem Spiel. Die Würdigung der Kritik, der Anklang beim Publikum, die Anerkennung bei den Auftraggebern – alles egal. Nur *sie* mußte es gut finden. Sie sollte stolz auf ihn sein – nur in diesem Zusammenhang spielte das Publikum noch eine Rolle.

Er parkte den Wagen circa fünfzig Meter vor dem Haus, in dem sie wohnte. Die Straße war völlig ruhig. Kein Regen, kein Wind. Die Lichter der rhythmisch in immer gleichen Abständen aufgestellten Straßenlaternen strukturierten eine trostlose Einheitlichkeit. »Wenn eine Streife vorbeikommt«, dachte er, »muß ich

wieder meinen Presseausweis rausziehen und mir einen Auftrag ausdenken, damit sie mich in Ruhe lassen.«

Es kam aber niemand vorbei. Er stieg aus, warf seine Zigarette in eine Pfütze und sah genüßlich zu, wie sich die Kippe zischend voll Wasser sog. Dann versperrte er den Wagen und näherte sich ihrer Haustür. Gott sei Dank war das Gitter offen. Jemand mußte vergessen haben, es zuzumachen. Andernfalls hätte er am frühen Morgen wiederkommen müssen, denn die Briefkästen befanden sich im Gang zwischen dem Gitter und der Haustür.

Schnell ging er zur Briefkastenanlage, warf das Kuvert den Schlitz Friederikes und wandte sich dem Ausgang zu. In dieser Nacht kam ihm alles vertraut, aber irgendwie tot vor, ganz anders als neulich, als die Nachtwelt so belebt schien. In seinem Auto angekommen zündete er sich für den Heimweg eine weitere Zigarette an und fuhr völlig zufrieden nach Hause. Dort einschlafend erwartete er nichts mehr für den kommenden Tag. Er wollte alles auf sich zukommen lassen.

Er wachte auf, weil das Telefon klingelte. Völlig verwirrt und noch nicht ganz zu sich gekommen drückte er auf die Antworttaste. Es meldete sich Richard, um ihn für heute Abend zu einer kleinen Geburtstagsfeier einzuladen. Schnell sagte Paul zu, daß seine Frau und er kommen würden. Viel länger dauerte das Gespräch nicht, denn Richard hatte offensichtlich gemerkt, daß Paul noch recht müde war und noch geschlafen hatte, obwohl es schon zehn Uhr war.

Nachdem er aufgelegt hatte, machte sich Paul Vorwürfe, weil er vergessen hatte, Richard zum Geburtstag zu gratulieren. Möglicherweise war seinem Freund jetzt noch klarer geworden, daß zwischen Friederike und Paul etwas gewesen war, denn nur so würde er sich die Verwirrung Pauls erklären können. Andererseits war Richard insgesamt harmlos eingestellt und rechnete nie mit dem »Schlimmsten«. Vor allem würde er kein Wort über die beiden verlieren, speziell nicht vor

Barbara, vor Pauls Frau, die Richard sehr mochte.

Paul duschte sich, zog sich langsam bei einer Tasse Kaffee und einer Zigarette an und las die Lokalzeitung. Mit einer weiteren Zeitung ging er dann zum Wagen und fuhr in die Stadt, wo er sich in ein Café begab, um dort zu frühstücken. Er war ständig tief versunken in seine Erinnerungen an die vergangenen Nächte und wollte wegen des Frühstücks nicht in seiner Küche herumwursteln. Im Café würde keine Anstrengung nötig sein. Tatsächlich verlief alles wie gewohnt, die Bedienung wußte schon Bescheid, was er wollte. Zuerst nahm Paul die Außenwelt kaum wahr. Nachdem er die Zeitungen gelesen und gefrühstückt hatte, trank er ein Glas Orangensaft und beobachtete die Straßenszene.

Die Läden hatten längst geöffnet. Die verschiedenartigsten Leute liefen mehr oder weniger zielgerichtet umher, nur Jugendliche oder Kinder waren selten zu sehen. Sie waren längst in der Schule. Jeder der Passanten trug irgendetwas in den Händen oder hatte einen Gegenstand unter die Arme geklemmt: ein Kleidungsstück, eine Aktentasche, eine Zeitung, ein Gerät oder Werkzeug, einen Schirm oder ähnliches. Paul überlegte, daß dies der Grund sein müsse, warum ihm die vorbeiziehenden Menschen so ausdruckslos vorkamen: Ihre Hände waren belegt. Ein Mädchen küßte zum Beispiel ihren Partner nur flüchtig zum Abschied, indem sie ihre Arme um seinen Hals warf, aber eine Plastiktüte und ein Täschchen in den Händen behielt.

Die Straße war immer noch naß, die Luft immer noch kalt, aber nicht unter dem Gefrierpunkt. Schwere schwarze und graue Wolken zogen über das träge Himmelsgewölbe, kein Platz für Sonnenstrahlen und blaue Flecken.

Friederike war sicher auch schon zur Schule gefahren, genauso wie Pauls Frau. Paul sah die ganze Zeit Friederikes Gesicht vor sich, in den verschiedensten Varianten. Einer plötzlichen Eingebung folgend nahm er sein Funktelefon und wählte ihre Nummer. Andeu-

tungsweise zitterten seine Fingerspitzen auf den schmalen Tasten. Nach ein paar Klingelzeichen meldete sich der Anrufbeantworter mit ihrer Stimme. Paul war zuerst erschrocken, denn er hatte gedacht, sie selbst sei am Apparat. Nachdem er ihre Ansage abgehört hatte, legte er auf. Er war selig, wenigstens ihre Stimme gehört zu haben.

Heute wollte er weder an seinen Buchprojekten noch an seinem nächsten Artikel weiterarbeiten. Das konnte alles warten. Er zahlte mit einem großzügigen Trinkgeld und begab sich hinaus. Mehr vom Wind getrieben bewegte er sich fort. Schließlich gelangte er in die große Buchhandlung, die er meistens besuchte, und sah sich gelangweilt um. Die Angestellten, die er schon kannte, begrüßten ihn freundlich. Sie hatten fast alle ein Buch oder zumindest ein Stück Papier in der Hand, was Paul immer noch sympathischer fand als die Schirme und Geräte, mit denen die Menschen auf der Straße herumfuhrwerkten.

Nachdem er die Neuerscheinungen überflogen hatte, sah er nach, wo die von ihm veröffentlichten Bücher standen. Aber es bewegte ihn heute kaum, daß sie sehr gut präsentiert waren. Er zermarterte sein Gehirn auf der Suche nach irgendeinem Buchtitel, den er in ihrer Wohnung gesehen haben könnte. Er wollte wissen, welche Bücher sie gerne las, um ihr vielleicht ein anderes Exemplar desselben Autors zu schenken. Aber er erinnerte sich nicht an auch nur einen einzigen Titel. Sonst war er immer gewohnt, sofort die Bücher zu registrieren, wenn er in eine Wohnung kam, in der Regale herumstanden. Nun sah er aber seine Vision vor sich, als er in ihrer nächtlichen Wohnung stand und sich vorgestellt hatte, wie sie mit ihren zarten Händen liebevoll die Buchrücken entlangstreichelte.

An jedem Buch, das er heute in der Buchhandlung sah, hatte er etwas auszusetzen. Die meisten Bücher erschienen ihm entweder zu geistlos oder zu lebensfern – oder beides. In seinen Gedanken wuchs Friederike zu einem Genie, das die höchsten Ansprüche stellt und

mit nahezu jedem Buchgeschenk unzufrieden wäre. Warum er so dachte, wußte er nicht; hatte sie doch mit keinem Wort etwas über ihre geistigen Interessen angedeutet.

Dann mußte er über sich lachen. Es verschlug ihn sogar in einen Seitenraum der Buchhandlung, weil er so über sich lachen mußte, daß es ihm peinlich war. Mit der flachen Hand klatschte er sich gegen die Stirn. Er hatte sich nämlich für ein Buch entschieden mit dem Titel: »Immer Ärger mit den kleinen Bälgern« oder so ähnlich, das von den Problemen einer Lehrerin in der Grundschule handelte. Insofern hatte er gedacht, würde es für Friederike, die ja immer von ihren Problemen in der Schule erzählt, passen.

Das Buch, das er gewählt hatte, ging jedoch völlig an den Realitäten, von denen damals Friederike gesprochen hatte, vorbei. Es plädierte für Nachsichtigkeit gegenüber Kindern, denen es doch einmal erlaubt sein sollte, über die Stränge zu schlagen. Sie sollten nicht immer nur von den verständnislosen Erwachsenen – Lehrern, Eltern und so weiter – abgehalten werden.

Da würde er ja bei Friederike in eine ganz falsche Kerbe hauen, dachte sich Paul, immer noch über sich lächelnd. Sie bekäme auf circa hundert Seiten die ganzen Streiche und Dummheiten der Kleinen vorgeführt, mit denen sie sich sowieso den ganzen Tag auseinanderzusetzen habe.

Paul verließ die Buchhandlung schnell und wanderte ziellos durch die Straßen. Sein ganzes Denken, sein üblicher Tagesablauf und vor allem seine Gefühle erschienen ihm einmal mehr total umgekrempelt. Aber er wehrte sich nicht dagegen. Er wollte es so. Warum das so gekommen war, wußte er nicht. Allein mit so einem Liebeserlebnis, wie er es in der vorvorigen Nacht gehabt hatte, war das Ganze nicht zu erklären.

Irgendetwas mußte er ihr schenken. Eine Art »Morgengabe« müßte sie schon bekommen. Aus diesem Grund ging er in ein Blumengeschäft und besorgte sich

vierzig sorgfältig ausgesuchte Rosen.

3

Am frühen Nachmittag klingelte Paul bei Friederike, mit seinem Rosenstrauß in der Hand. Nach kurzer Zeit öffnete sich die Haustür mit einem elektronischen Schnorrton, ohne daß jemand sich über die Sprechanlage gemeldet hätte. Er drückte einfach die Tür auf und begab sich die zwei Treppenabsätze nach oben zu ihrer Wohnungstür, die offen stand.

Niemand trat in Erscheinung, deshalb ging er anstandslos hinein. Gleich schlug ihm der typische Geruch entgegen, den er sich schon in jener Nacht eingeprägt und den er lieb gewonnen hatte; denn es war ihr Geruch: etwas dumpf, etwas herb, aber wohlig.

Er ging mit seinem Strauß durch eine kleine Garderobe und gelangte in eine Art Verteilungsraum, von dem aus Türen in alle anderen Räume führten. Diesen Verteiler benutzte sie anscheinend als Arbeitszimmer, denn es standen ein Schreibtisch mit Computer und allerlei Aktenregale herum. Auf einer Kommode waren auf typisch weibliche Art Vasen und einige kindliche Accessoires dekoriert, darüber hing ein Plakat von einer Jazzgruppe. Insgesamt herrschten Blau- und Brauntöne vor. Der Boden war in tiefbraunem Parkett gelegt und von einem dunkelblauen Läufer bedeckt. Dieser war von Mustern durchzogen, die Paul wie eine Verschränkung von zahllosen Händen erschienen.

Draußen hatte es sich aufgehellt und ein scharfer Sonnenstrahl fiel durch das Fenster, das sich hinter dem Schreibtisch öffnete, fast übermächtig herein. Er fand schon hier, daß die Wohnung insgesamt sehr geschmackvoll eingerichtet sei.

Die Türen zu den angrenzenden Räumen standen offen, und Paul hörte allerlei Stimmen, die in seiner Aufgeregtheit zu einem einzigen Geschrei verschwammen. Es waren Kinderstimmen, vermischt mit Bruchteilen von Musik. Mit einem Mal fühlte sich Paul heimisch. Warum das so war, konnte er sich nicht erklären. Andererseits besann er sich darauf, daß das Gefühl

des Heimischen wohl einen Teil der Anziehungskraft ausmachen würde, die sie auf ihn ausübte.

Plötzlich kam Friederike aus einer der Türen und bog ohne Unterbrechung nach links ab, in den kleinen Gang mit den Regalen, in dem sie ihn nachts erwartet hatte. Sie trug irgendeinen Becher in der linken Hand, mit der rechten rührte sie darin herum. Während des Gehens warf sie ihm einen seitlichen Blick zu, lächelnd, charmant blitzend. Sie sagte nur: »Komm mit!« und war ums Eck verschwunden.

Paul setzte sich sofort in Bewegung und folgte ihr, wobei er sich genauso gleichmütig geben wollte wie sie. Er traf sie am Ende des Flurs, aber diesmal nicht im Schlafzimmer, das seitlich abging, sondern in der Küche. Hier umfing ihn eine besonders traute Atmosphäre. Das Durcheinander, das hier vorherrschte, trug nur noch mehr zur Traulichkeit bei und störte Paul nicht im geringsten, zumal alles sehr sauber schien.

Friederike säuberte ihren Becher an einem Spülbecken, drehte sich zu Paul um und sagte: »Zieh doch deinen Mantel aus!« Paul fühlte sich zunehmend erleichtert. Merkwürdigerweise hatte er ständig mit der Möglichkeit einer Zurückweisung gerechnet.

Nun konnte er sich so locker wie möglich benehmen. »Hier riecht's aber gut!« sagte er, worauf sie sich lächelnd nach ihm umwandte. Als sie den Rosenstrauß erblickte, fragte sie: »Wo willst du denn damit hin?« Er bedeutete ihr zaghaft, daß die Blumen für sie seien, sie lächelte charmant, blitzte aus den Augen und steckte ihr Näschen in die Blüten. Dann nahm sie eine Vase, füllte sie mit Wasser, wobei sie sich schmunzelnd nach Paul umwandte. Er verharrte reglos und gebannt in der Beobachtung ihrer geschickten Hände, die über den Rosenstielen mit ihren Dornen zu schweben schienen; denn der ganze Strauß flog gleichsam in die vorbereitete Vase, ohne daß jemals eine Verletzungsgefahr mit den Dornen denkbar gewesen wäre. Wie sie das geschafft hatte, konnte sich Paul nicht erklären.

Dann nahm sie die gefüllte Vase und verließ die

Küche, wieder die Richtung ihres Arbeitszimmers einschlagend und alles wie eine Trophäe stolz vor sich hertragend. Im Arbeitszimmer erhielt der Strauß schnell und entschieden einen Platz am Fenster, hinter dem Schreibtisch. Dort ordnete sie noch einmal die einzelnen Rosen, einen liebevollen Blick in Richtung Paul entsendend, der ihr gefolgt war.

»Das letzte Mal, daß ich Rosen bekommen hab, war an meinem Geburtstag«, erläuterte sie. »Die hab ich dann dem Rudolf vor die Füße geschmissen.« Rudolf war der Musiker, mit dem sie ungefähr bis vor einem halben Jahr zusammengelebt hatte. Nachdem sie auseinander gegangen waren, begann sie die Beziehung mit ihrem jetzigen Freund Dieter. Auf die Rückfragen Pauls antwortete sie, daß Rudolf bei der Rosenübergabe damals meinte, daß sie das Geschenk eigentlich gar nicht verdient habe. Daraufhin habe sie den Strauß genommen und ihn dem Mann vor die Füße geschmissen.

Paul erklärte zustimmend, daß dies keine Art sei, jemandem einen Strauß Rosen am Geburtstag zu überreichen – ohne freilich die näheren Zusammenhänge zu kennen. Sie akzeptierte Pauls Bemerkung und begab sich in das angrenzende Zimmer, aus dem sie heute bei der Begrüßung herausgekommen war.

Paul folgte ihr nach einer kleinen Weile. Bei dem Zimmer handelte es sich offenbar um ihr Wohnzimmer, denn die rechte Ecke füllte eine Couchgarnitur mit einer kleinen Stereoanlage, an der Wand gegenüber befanden sich drei Fenster, vor denen ein Tisch mit Stühlen stand. Neben dem Tisch war ein Wäscheständer aufgebaut, auf dem allerlei Wäsche trocknete, die Paul nicht weiter beachtete. An einer seitlichen Wand erhoben sich Bücherregale, davor stand ein Bügelbrett, an dem offensichtlich gerade noch jemand gearbeitet hatte.

Paul umfaßte alles mit einem kurzen Blick, der endlich an den sich hier aufhaltenden Personen hängen blieb. »Hallo«, sagte er in die Runde: eine ihm unbekannte Frau, ungefähr im gleichen Alter wie Friederi-

ke, und Friederikes Kinder, zwei Mädchen im Alter von neun und zwölf Jahren, saßen auf dem Sofa und beschäftigten sich mit etwas, an das sich Paul nicht mehr erinnern konnte. Sie erwiderten sein »Hallo« gleichmütig bis freundlich, reagierten aber kaum auf ihn, sondern führten ihre zuvor begonnenen Gespräche fort.

Paul setzte sich an den Rand des Sofas, das in der Nähe der Tür stand, und beobachtete alles in Ruhe. Im weiteren Gespräch wurde Paul die unbekannte Frau als eine Freundin und Kollegin Friederikes mit dem Namen Kerstin vorgestellt. Kerstin und Friederike unterhielten sich über schulische Themen, zu denen Paul nichts sagen wollte.

Auf die Frage Kerstins: »Und was machst du beruflich?« gab er zur Antwort, daß er als Schriftsteller und Fotograf tätig sei, woraufhin sie über neue Bücher sprach und auf ihre Lesegewohnheiten, ihre Vorlieben und Apathien, einging. Was sie dabei genau erwähnte, daran konnte Paul sich nicht mehr erinnern.

Kerstin war fast ebenso groß wie Friederike, aber etwas breiter und in der Erscheinung viel weniger geheimnisvoll. Wenn sie sich bewegte, erschien es gespielt selbstsicher, ja sogar etwas schnoddrig gegenüber Paul. Sie war blond und trug ihre dünnen Haare um den Kopf herumgebunden. Ihre Augen verhießen keine Untiefen oder Mystik, wie bei Friederike. Ihre kleinen Hände waren wenig profiliert und gehorchten mit wegwerfenden Bewegungen dem schnippischen Wesen ihrer Herrin.

Paul sah nur gebannt zu, wie Friederike am Bügelbrett weiter die Wäsche ordnete, indem sie jedes Stück zärtlich mit der Hand überstrich. Das erinnerte ihn an die Handbewegung, die sie gemacht hatte, als sie in der Alten Weinstube saß und immer wieder den Tisch oder ihre Kleidung gleichsam gestreichelt hatte. Die Kinder standen schließlich auf und liefen in der Wohnung herum, zwischendurch ihre angrenzenden Zimmer aufsuchend. Was sie gesagt hatten, daran konnte sich Paul

nicht mehr erinnern. Er bemühte sich jedoch, ihnen einige Aufmerksamkeit zuteil werden zu lassen, um bei Friederike nicht den Eindruck zu erwecken, daß er mit Kindern überhaupt nicht umgehen könne.

In der Tat konnte Paul sehr gut mit Kindern umgehen, zu seinem Leidwesen war er bei Bekannten und Verwandten sogar berühmt dafür, Kinder mit ausdauernden Spielen zu bannen. Manchmal wurde er nur eingeladen, weil man damit rechnete, daß er sich ausgiebig mit den Kindern beschäftige. Irgendwie merkten auch die beiden Töchter Friederikes gleich, daß Paul für Kinder Verständnis aufbringen könne, denn nach kurzer Zeit hatte das jüngere der beiden Mädchen, das sich Katja nannte, einen Zauberkasten angeschleppt. Paul zeigte deutliches Interesse daran, denn er liebte das Zaubern ganz besonders. Er fuhr unter anderem mehrmals im Jahr nach Wien, um ein nostalgisches Geschäft mit alten und neueren Zauberartikeln zu besuchen und neue Zaubertricks daraus zu erwerben.

Das Geschäft hieß »Zauberklingl« und befand sich mitten in der Wiener Altstadt, in einer feinen Geschäftsstraße. Von Touristen wurde es sicher oft übersehen, denn seine Fassade sah heruntergekommen aus und daneben befanden sich feine Geschäfte mit teuren Modeartikeln, welche die Fußgängerzone prägten. Paul aber liebte gerade diesen Laden sehr.

Die Kinder waren ganz begeistert, als sie merkten, wie gut Paul zaubern konnte. Es fiel ihm leicht, ihre Blicke mit dem flinken Spiel seiner geübten Hände so zu verwirren, daß sie den eigentlichen Vorgang nicht mehr entschlüsseln konnten. Als Friederike merkte, wie das Zauberspiel seinen Fortgang nahm, schien sie das Ganze unterbrechen zu wollen und befahl den Kindern, endlich ihre Zimmer aufzuräumen. Warum sie das Spiel unterbrach, ob es eine Art Eifersucht oder wirkliche Notwendigkeit war, wußte Paul nicht.

Als die Kinder enttäuscht abgezogen waren, erhob sich auch Kerstin und begann sich anzukleiden, um die

Wohnung – anscheinend zusammen mit Friederike – zu verlassen. Sobald Paul merkte, daß auch Friederike sich anzog, erhob er sich und begann sich zu verabschieden. Das ging sehr schnell und Paul wußte gar nicht mehr, was er gesagt hatte oder was ihm geantwortet worden war. Er sah sich jedenfalls schon nach kurzer Zeit wieder unten auf der Straße stehen, etwas trostlos vor sich hinstarrend. Als er auf sein Auto zuging, erinnerte er sich, daß Kerstin ihn gefragt hatte, welches Modell er fahre. Sie hatte vermutet, daß ein Golf typisch für ihn sei, er mußte aber zugeben, daß er einen Mercedes fahre. Er war nun sehr ängstlich und überlegte sich, welchen Eindruck er bei Kerstin hinterlassen habe. Aber er kam zu keinem Ergebnis. Seine Gedanken wurden gleich wieder unterbrochen, weil Friederike Arm in Arm mit Kerstin vorbei schoß, Paul noch ein kurzes »Tschüß!« zuwerfend.

Paul sah den beiden unternehmungslustigen Freundinnen nach und wurde sich plötzlich klar darüber, daß er das eigentliche Ziel seines Besuchs bei Friederike verfehlt hatte: Er wollte ein erneutes Treffen mit ihr vereinbaren und überhaupt in ihrer gegenseitigen Beziehung – im Alltag – vorankommen. Das heutige Treffen war jedoch von einer für Paul fast vernichtenden Unverbindlichkeit geprägt.

Wie er den Rest des Nachmittags zugebracht hatte, wußte Paul später nicht mehr. Er hatte sich irgendwann nach Hause begeben, seine Frau getroffen, die von der Schule heimgekehrt war, und sie über den Abendtermin bei Richard unterrichtet. Barbara freute sich, zu einem Geburtstagsessen bei Richard eingeladen zu sein, denn auch Michael, ein mit Paul und Barbara befreundeter Musiker, war mit seiner Frau angekündigt.

Die beiden begrüßten sie, als Paul und Barbara am Abend eintrafen. Richard stellte das weitere Programm vor, das Paul mit einem Mal aus seiner Lethargie riß: Richard kündigte nämlich an, daß Friederike kommen werde. Sie hätte gekocht und würde einen Fleischauf-

lauf für die gesamte Geburtstagsgesellschaft in Richards Küche aufwärmen.

Von da an fühlte sich Paul sehr viel besser. Verwundert beobachtete er sich selber, wie er die beginnenden Geburtstagsformalitäten überstand. Da klingelte es auch schon. Paul blieb sitzen, um sich nicht zu auffällig zu benehmen. Seine Frau, zum Beispiel, sollte ja nichts merken. Er hätte ihr zumindest sagen können, daß er Friederike näher kennengelernt habe. Warum er das nicht tat, wußte Paul nicht.

Nachdem sie anscheinend den Auflauf in Richards Herd untergebracht hatte, kam Friederike ins Wohnzimmer, um sich der übrigen Gesellschaft anzuschließen. Sie lächelte strahlend über das ganze Gesicht, begrüßte mit einem allseitigen »Hallo« die Anwesenden und nahm Platz, allerdings nicht besonders nah bei Paul. Nachdem sie eine Weile dagesessen war, sandte sie ein besonders verschmitztes und verständnisinniges Lächeln zu Paul hinüber, der sie die ganze Zeit – zumindest aus den Augenwinkeln heraus – beobachtete.

Ob die anderen irgendeine besondere Beziehung zwischen Paul und Friederike bemerkt hatten, wußte Paul nicht. Richard war ein etwas älterer, ungelenkiger Junggeselle, der keine Schwierigkeiten und Probleme wünschte. Er war gewohnt, über Konflikte im persönlich-privaten Bereich möglichst hinwegzugehen, wie er es als höherer Beamter und Kunsthistoriker mit Doktorgrad gewohnt war. Nur kunsthistorische oder andere geisteswissenschaftliche, manchmal auch politische Probleme, interessierten ihn. Er konnte es zum Beispiel nicht einsehen, daß sich ein Ehepaar nach langen Jahren trennte, und er liebte es überhaupt nicht, wenn sich etwas in der Weltordnung veränderte.

Paul konnte beobachten, daß Friederike hier in ganz anderen Vorstellungen lebte und verstand immer weniger, wie sie mit Richard befreundet sein konnte. Friederike – das hatte sich schon an den Winterabenden im Café herausgestellt – suchte immer nach Neuem, nach

Veränderung. Neue Architektur – ein Hauptthema in der Alten Stadt – war ihr stets willkommen, wohingegen Richard als Kunsthistoriker hier eher kritisch und meist ablehnend war.

Am ausgeglichensten waren in diesen Dingen wohl Barbara und Paul selber. Beide paßten insofern gut zusammen: Sie liebten einerseits das Alte; sie konnten sich geradezu nostalgisch in alte Bücher, Stiche, Gemälde oder Möbel hineinsteigern. Andererseits hatten sie auch nichts gegen einzelne Neuerungen, wenn sie irgendwie kulturell-stilvoll waren und ihren allgemein hohen Sinn für Ästhetik befriedigten. Nach ihrer Meinung sollte die ganze Welt möglichst in diesem Sinne ästhetisiert werden – zusammenkomponiert zu einem einzigen großen Stilleben.

Michael, ein anderer heute anwesender Freund Richards, spielte die Rolle eines noch flexibleren Künstlers, eines Musikers. Er war Geiger im Symphonieorchester der Alten Stadt, ohne daß seine Interessen mit diesem Beruf ausgelastet gewesen wären. Manchmal schien er sich weit mehr für technische und physikalische als für musikalische Dinge zu interessieren. Man konnte sich zudem ausführlich mit ihm über Astronomie unterhalten, ohne daß es einem langweilig geworden wäre. Er war fast gleichen Alters wie Paul, aber etwas kleiner und muskulöser gebaut. Seine Arme und vor allem seine Hände wirkten sehr sehnig und kräftig, er war wohl vom Geigenspiel her gewohnt, seine Finger sehr zielgenau, fast stochernd oder stoßend, zu bewegen. Später begab er sich in ärztliche Behandlung, weil er Muskelschwund befürchtete und Anzeichen einer Spielhemmung registrierte. Seine Frau, reif und mädchenhaft zugleich, schien ihn in allem hingebungsvoll zu bewundern, gleichzeitig nach mehr eigenem Selbstbewußtsein strebend. Ihre Hände waren klein, zart, sozusagen leicht zerbrechlich, obwohl sie als Krankenschwester auch kräftig zupacken mußte. Beim Reden spielten diese Hände vor ihrem Mund herum und wurden bisweilen gespreizt, also wie

ein Fächer entfaltet.

Paul hörte an diesem Abend kaum zu, worüber sie sprachen. Er tat meist nur so, als sei er am Gespräch beteiligt und stellte das so geschickt an, daß die anderen Gesprächspartner den Eindruck hatten, er wisse immer genau, um was es gehe. In Wirklichkeit hatte er seine ganze Sensibilität auf Friederike eingestellt.

Als vorgeschlagen wurde, alte Dias von Richard aus dessen Kindertagen zu betrachten, wechselte Friederike den Platz, vorgeblich um einen besseren Blickwinkel auf die Projektionsleinwand zu bekommen. Paul nahm jedoch an, daß sie nur näher bei ihm sein wollte, und verfiel sogleich in höchste Erregung, als sie sich von ihrem bisherigen Platz erhob.

Tatsächlich kam sie direkt auf ihn zu und plazierte sich dicht neben seinem Stuhl, so daß sich Barbara, gerade von einem kurzen Weg zum kalten Büffet zurückgekehrt, etwas entfernter niederlassen mußte. Als das Licht ausgeschaltet war, ergriff Friederike unter dem Tisch die Hand Pauls recht plötzlich und fest. Eine Welle weiterer Erregung kam über Paul nieder, eine Mischung aus höchster Freude, sexueller Sehnsucht und Angst. Er erwiderte den Händedruck sofort und begann zusätzlich mit der anderen Hand Friederike zu streicheln. Aber gleichzeitig steigerte sich seine Angst, als sie sich ihm auch mit dem Gesicht näherte. Paul konnte nur hoffen, daß sie beide genügend von der Dunkelheit umhüllt sein mögen.

Aber das Streicheln und weitere Liebkosungen verlangten nach einer Steigerung. Paul konnte diese kaum noch erwarten. Deshalb gab er schließlich vor, die Toilette aufsuchen zu müssen, und verließ den Raum. Und was er erwartete, trat ein: Im Flur wartend sah er alsbald auch Friederike aus dem Wohnzimmer treten. Zielstrebig ging sie auf ihn zu, umschlag ihn mit ihren Armen, ja mit ihrem ganzen, sehr großen Körper und begann Paul lange zu küssen. Gleichsam alles aufgebend gab sich Paul dieser Verschmelzung hin, indem er seine Zunge mit der ihren wie verrückt spielen ließ.

Manchmal bekam er auch schon ihre Zähne zu spüren, in dem unendlich großen Rachen, der sich da für ihn auftat, und in dem er am liebsten verschwunden wäre.

So heftig sie den Mund an den seinen preßte, so lieblich ließ sie andererseits ihre Hände spielen: an seinem Hals, seinen Schultern, seinem Po, ja kurzzeitig auch an seiner Hose, die von seinem längst steif gewordenen Glied beträchtlich nach außen gewölbt sein mußte. Paul sehnte sich nach einer sofortigen sexuellen Vereinigung und drängte zur Toilette hin. Doch Friederike wollte nicht folgen. Cremig, fast verschlafen lächelnd und leicht schwitzend ließ sie von ihm ab, schimmernde Augen-Blicke in den Tagträumen von Paul zurücklassend.

An der Toilettentür sah Paul ihr nach, wie sie – leicht schwankend – in die Küche ging, um den Auflauf aus dem Bratrohr zu ziehen. Paul ging erschöpft in die Toilette und ließ sich auf der Schüssel nieder, allerdings mehr, um sich dort auszuruhen.

Als er ins Wohnzimmer zurückkehrte, waren schon alle, einschließlich Friederike, mit dem Essen des Auflaufs beschäftigt. Auch auf Pauls Teller dampfte eine gehörige Portion. Er konnte sie kaum genießen, obwohl sie gut schmeckte. Friederike wurde andauernd von den Essenden mit Lob bedacht, weil sie so gut kochen könne. Sie saß wieder neben Paul und beobachtete ihn. »Iß doch!« sagte sie zwischendurch; denn sie maß das Lob anscheinend nur über die Menge, die man essen konnte.

Paul war heute Abend einmal mehr von ihr überrascht, verwirrt und in eine Menge von Fragen gestürzt, die er nicht beantworten konnte. Er ahnte nur, daß es vielleicht einmal eine Theorie geben werde, die ihr ganzes Wesen und Verhalten erklären könne. Er nahm sich vor, mit seiner Psychologin ausführlich darüber zu reden.

Er hatte noch nie eine Frau wie Friederike erlebt, die sich einem Mann derartig ungehemmt näherte. Er fand das aber nicht anstößig, wie das sicher andere

Männer taten; er bewunderte sie darum. Warum er so dachte, wußte er nicht.

Außerdem war sein Gefühlsleben gebeutelt von ihren zwischenzeitlichen Zurückweisungen, die einem krassen Gegensatz zu ihrer Annäherungen standen. Mehrere Zurückweisungen hatte er erfahren müssen, obwohl es erst achtundvierzig Stunden her waren, seit ihre Art Beziehung begann: Wie sie sich nach dem Treffen im Palais-Café oder nach dem Besuch in ihrer Wohnung von ihm getrennt hatte – Paul hatte es jedenfalls als Zurückweisung empfunden, zumal kein konkretes Wiedersehen vereinbart war. Er glaubte insgesamt eine Angst vor Festlegungen jeglicher Art bei ihr zu erkennen. Sie bevorzugte ausschließlich das Spontane, oft Unlogische. Warum das so war und wie das mit ihrem Wechsel von Annäherung und Zurückweisung zusammenhing, wußte Paul nicht.

Von ihr angespornt, glaubte er jetzt mehr essen zu müssen, als er vertragen konnte. Sie schien es jedenfalls zu freuen, wie er zugriff, wobei er die Essensmenge mit einer gehörigen Portion von Getränken, insbesondere Wein, zu verdünnen suchte. Auch sie sprach dem Alkohol, allerdings dem angebotenen Bier, eher zu. Nach einer Weile wurde die schwärmerische Art, wie Paul beim Essen zugriff, zum Hauptthema des spaßhaften Tischgesprächs. Michael, der Musiker, spielte einen Gast in einem Restaurant und »bestellte« noch eine voll gefüllte Auflaufform für Paul, Richard fragte sogleich ironisch, ob er denn genügend Geld dabei habe, um sein ganzes Menü zu bezahlen, worauf Paul, der als begütert bekannt war, meinte, er könne ja einen Scheck ausstellen. Das gab schließlich ein riesen Hallo, bei dem vorgeschlagen wurde, Paul könne doch die Kosten des ganzen Abends übernehmen. Paul willigte scherzhaft ein und ließ eine weitere Runde Wein kommen.

Seine Frau Barbara sah dem ganzen Treiben verwundert und leicht schmunzelnd zu, wie Paul zu bemerken glaubte. Daher ließ er sich in seinem Übermut nicht

bremsen. In der besten Stimmung ging er rauschhaft auf die Annäherungen ein, die Friederike unter dem Tisch wieder begonnen hatte. »Ich könnte euch alle umarmen, ihr lieben Freunde!« rief er, einen betrunkenen Gast spielend, schwärmerisch aus, umarmte aber nur Friederike, ganz öffentlich, was sie sogleich heftig erwiderte. Sie drückte Paul fest an ihren Busen und strich mit ihren Händen mehrmals auf seinem Rücken auf und ab. Wahrscheinlich hätte sie ihn anschließend leidenschaftlich geküßt, wenn Paul nicht »ausgebrochen« wäre, um Michael gönnerisch nachzuschenken.

Daraufhin begann Friederike wieder, unter dem Tisch nach Pauls Beinen zu tasten, ja sogar sein von der Wollhose bedecktes Glied zu berühren. Paul schwitzte vor Angst und genoß es zugleich. Er sah aber keine Möglichkeit, sich unbemerkt mit ihr zu vereinigen.

Auf diese Weise schritt der Abend schnell voran und Paul wurde immer erregter, aber zugleich erschöpfter. Auch das viele Essen und der Alkohol waren ihm zu Kopf gestiegen. Langsam zweifelte er nicht mehr daran, daß die anderen etwas von dem Liebesspiel zwischen ihm und Friederike mitbekommen hatten. Seine Anspannung war so ungeheuerlich, daß er befürchtete, es würde geradezu eine Samenexplosion stattfinden, wenn er in sie eindringe. Leider war diese Möglichkeit nicht absehbar, denn er mußte ja mit Barbara irgendwann einmal nach Hause fahren, um den Schein zu wahren.

Weil sich also keine Lösung mehr bot, gab Paul schließlich vor, unter Kopfschmerzen zu leiden. Die anderen brachten der Erwähnung seiner Unpäßlichkeit geradezu euphorisches Verständnis entgegen, möglicherweise, so dachte Paul, um die peinliche Situation zwischen ihm und Friederike zu beenden. Nur Friederike selbst reagierte kaum auf Pauls Leiden. Es fiel ihr anscheinend schwer, zumindest bei ihm irgendwelche Krankheiten oder Defizite, gleich welcher Art, zu akzeptieren. Sie wies ihn schroff zurecht, indem sie befahl, er solle sich doch zusammenreißen.

Paul war froh, daß die anderen nicht darauf eingingen und ein Taxi für ihn und Barbara bestellten. Dadurch war der Zusammenhang zwischen ihm und seiner Frau wieder hergestellt, was Friederike anscheinend besonders reizte. Mit mehr oder weniger verdeckten Streicheleien, mit Blicken und den verschiedensten Bemerkungen versuchte sie noch einmal verstärkt, an Paul heranzukommen. Er hatte das Gefühl, daß sie sich zwischen ihn und seine Frau drängen wollte. Weil er am heutigen Abend jedoch keinen Ausweg wußte, verharrte er einfach in der Rolle des an Migräne Erkrankten und ließ sich, als das Taxi kam, von Richard und Barbara hinausgeleiten.

Sobald sein Weggehen in keiner Weise mehr zu verhindern war, erlosch Friederikes Interesse an ihm. Paul konnte sich, als er die Treppe mit Barbara herunterging, nicht daran erinnern, daß sie sich in irgendeiner Form von ihm verabschiedet hätte. Es fiel ihm erneut auf, daß sie keine Freundin von Formalitäten war: Das war eine Art von allgemein verbindlicher Festlegung, die sie nicht nachvollziehen konnte.

Paul bekam es schon beim Verlassen der Wohnung und beim Hinuntergehen mit der Angst zu tun, ob er sie überhaupt jemals wiedersähe. Zumindest die Möglichkeit, daß plötzlich Schluß zwischen ihnen sein könne, schien in ihm auf. Bei diesen Gedanken brach seine ganze Erregung in einer Anwandlung von Depression zusammen. Seine Frau merkte sehr wohl, daß er innerlich kämpfte, und sprach ihm besänftigend zu; sie führte sein stumpfes Verhalten auf seine Migräne, unter der er tatsächlich schon manchesmal gelitten hatte, zurück.

Beim Hinaustreten aus dem Haus, auf dem kurzen Weg zwischen der Tür und dem Taxi, tat Paul die frische Luft sehr gut. Nun merkte er erst, wie stickig es bei Richard gewesen sein mußte. Gern wäre er jetzt zu Fuß nach Hause gegangen, doch das Taxi wartete ja schon, außerdem würde sein ganzes Spiel von Schwäche und Kopfschmerzen unglaubwürdig, so nahm er

jedenfalls an. Kurzzeitig genoß er die abendliche Winterluft und sog sie tief ein. Es war kälter geworden, etwas Schnee war heruntergekommen. Die Straßen und Plätze sahen schmutzig aus, da sich die Graupelflocken mit dem noch vorhandenen Regenwasser vermischen. Außerdem hüllte das neonartige Licht der Straßenlaternen die ganze Umgebung in ein altes Grau, das mit scharfen, tiefschwarzen Schatten durchsetzt war.

Während der Heimfahrt sah sich Paul enorm ernüchtert und fühlte sich direkt schmutzig gegenüber seiner Frau. Gleichzeitig war ihm klar, daß er mit Friederike schon in einem Zug saß, der nicht mehr zu stoppen sei – und den er auch nicht stoppen wollte. Es sollte unbedingt weitergehen, koste es, was es wolle.

Paul fragte sich am nächsten Tag, wie Friederike das Zusammenleben mit ihm gestalten wolle. Einerseits schien sie es zu vermeiden, daß ihrer beider Verhältnis an die Öffentlichkeit kommt; andererseits ging sie so direkt auf ihn zu, daß es – zumindest auf Dauer – kaum vermeidbar sein würde, daß die Menschen in ihrer Umgebung alles mitbekommen. Dieses widersprüchliche Verhalten floß für Paul im Gebrauch ihrer Hände symbolisch zusammen: Sie griff nach ihm, aber in der Dunkelheit oder unterm Tisch, wenn andere anwesend waren. Und sie schob ihn weg, wenn sie genug von ihm hatte. Sie zögerte außerdem, Paul mit in ihre Wohnung zu nehmen. Worauf sie letztlich hinauswollte, das wußte Paul nicht.

Eigentlich hatte er sich vorgenommen, zumindest vormittags etwas zu arbeiten; aber er tat fast überhaupt nichts. Mit einer gewissen Besorgnis stellte er fest, daß ihm seit der ersten Nacht mit Friederike jegliche Arbeit an seinen Büchern, Artikeln oder Fotos lebensfremd vorkam. Das interessierte Paul überhaupt nicht mehr. Nach einem kurzen gemeinsamen Essen mit seiner Frau fand er sich allein. Barbara war in eine abgetrennte Privatwohnung gegangen, um dort ungestört auf ihrem Saxophon spielen zu können. Bisher war sich

Paul an solchen Nachmittagen einsam vorgekommen. Dieses Gefühl war nun völlig verschwunden.

Er ging in die Fußgängerzone der Alten Stadt, um sich zu zerstreuen. Sein Handy hatte er dabei, um jederzeit für Friederike erreichbar zu sein. Als er vor einem Laden stehen blieb, um den Empfang des Geräts zu überprüfen, erinnerte er sich an die wenigen Telefonate, die er am Vormittag entgegengenommen hatte. Im Nachhinein warf er sich vor, zu einem Gesprächspartner übersachlich und kurz angebunden gewesen zu sein. Vor allem das Stichwort: »Das wird noch dauern« war bei jedem der Gespräche mindestens einmal gefallen, überlegte Paul. Ganz so schnoddrig hätte er nicht sein sollen, warf er sich vor.

Durch die Schaufensterscheiben beobachtete er eine Weile, wie eine Angestellte ein Geschenk verpackte. Ihre Hände sausten dabei so flink und geschickt über das Päckchen, die Schnürchen und Schleifchen hinweg, daß die ganze komplizierte Verpackung überraschend schnell fertig war. Trotzdem konnte Paul diese Hände nicht bewundern. Das ging ihm zu maschinell, ohne Geheimnis. Diese Hände machten einfach ihre Arbeit, und fertig. Sie bedeuteten nichts.

Hier waren Paul ausnahmsweise einmal tiefere Zusammenhänge klar. Trotzdem beschloß er, nicht immer nach Erklärungen suchen zu wollen; die Dinge seien so hinzunehmen, wie sie sind. Sie zu registrieren, sei schon genug Arbeit, dachte Paul. Darüber hinaus könne man ja Zusammenhänge wahrnehmen, wenn sie sich ergäben. Gegenüber Theorien aller Art hegte er mehr und mehr Mißtrauen.

Sehnsucht nach Friederike übermannte ihn. Er erkannte, daß er sich schon recht nah an ihre Wohnung herangepirscht hatte. Kurzentschlossen ging er zu dem Haus, in dem sie wohnte, und klingelte. Ein Ton schnorrte im Schloß der Gittertür, Paul drückte sie schnell auf. Über die Sprechanlage hatte sich niemand gemeldet. Eigentlich konnte sie überhaupt nicht wissen, wer da geklingelt hatte, dachte Paul.

Als er bei ihr, im zweiten Stockwerk, angelangt war, stand auch noch die Tür offen. Er ging hinein und machte sie hinter sich zu. Niemand empfing ihn. Nichts war zu hören oder zu sehen. Deshalb trat er in Friederikes Arbeitszimmer, wo auch niemand anzutreffen war. Dann hörte er die Stimme ihrer Tochter Katja aus der Küche.

Flugs durchquerte er den Flur und sah, in der Küche angekommen, Katja am Fenster stehen, mit einem merkwürdig schwarzen und spitzen Hut auf dem Kopf. Friederike kniete vor ihr und bemalte ihr Gesicht; sie sollte anscheinend in der Faschingszeit wie eine kleine Hexe aussehen.

»Halt endlich mal still!« mahnte Friederike, ohne Paul zu beachten. Der war von dem Geschehen so gebannt, daß er reglos herumstand. Ein Sonnenstrahl fiel schräg und weiß auf die Wand hinter Katja, harte Konturen zeichnend. Friederike hatte einen scharfen Blick auf Katjas Gesicht gerichtet, eine Hand umgriff fest die Schulter ihrer Tochter, die andere malte auf deren Gesicht.

Das Malen geschah mit einer solchen Zartheit und Sensibilität, daß Paul keinen Blick davon lassen konnte. Einmal wurden die Augenbrauen nachgefahren, dann entstand auf der linken Wange plötzlich ein Spinnennetz. Friederikes malende Hand bewegte sich mit außerordentlicher Langsamkeit über Katjas Gesicht, mal streichend, mal tupfend oder wischend, fast rhythmisch hin und wider wippend.

Paul wußte nicht, wie lange er reglos, beobachtend und gebannt dastand, sein Zeitgefühl war wie im Schlaf außer Kraft. Als er sich nach einer Weile wieder besinnen konnte, nahm er hektisch die Kamera aus seiner Jackettasche und begann hemmungslos zu fotografieren. Er kam sich vor wie ein Journalist, der einem Politiker fast zu nahe kommt und ständig knipst, um in der Redaktion aus dreißig Bildern ein geeignetes auswählen zu können. Ständig fuhrwerkte er mit seinen Fingern krampfhaft an seinem Gerät herum: den

Blitz zuschaltend, den Blitz abschaltend, die Entfernung oder die Blende prüfend, die Gegenlichttaste betätigend oder die Linse kurz abwischend.

Einmal unterbrach Friederike das Malen und warf Paul einen süßen Blick zu, den er aber mit der Kamera nicht mehr einfangen konnte. Zu viel war in diesem Blick enthalten: Die kreative Konzentration der Malerin – eine liebevolle Hingabe an das entstehende Werk –, gleichzeitig die Verpflichtung gegenüber der Aufgabe, die Tochter zur Hexe werden zu lassen; auch die Intention, in der Zeichnung etwas vom eigenen Herzen mitzuteilen, schwang mit; schließlich strahlten die Augen das Bedürfnis aus, mit Paul Kontakt aufzunehmen, ihn im selben Moment bittend, die Umstände zu verzeihen, daß sie gerade keine Zeit für ihn habe … ja sogar den Schimmer einer Träne glaubte Paul wahrnehmen zu können, der ihn eigentlich veranlaßte, ihre Ängstlichkeit zu beruhigen. Aber er brachte keinen Ton heraus; entging ihm doch keineswegs das Phänomen, daß all die Nuancen, die er aus ihrem Auge herauslesen konnte, geheimnisvoll über die Arme in das Spiel ihrer Hände zu fließen schienen.

Wie oft hatte er sich danach gesehnt, wenn er in seinen Büchern oder Artikeln von berühmten Künstlern schrieb, in die Vergangenheit zurückzukehren und einem von ihnen bei der Arbeit zusehen zu dürfen. Einmal Tilman Riemenschneider über die Schulter schauen und ihn beim Ausfeilen der Hände von Kaiserin Kunigundes Grabmal beobachten. Einmal Leonardos Pinselführung mit dem Auge verfolgen. Nie sollte es wahr werden.

All das war ihm jetzt nicht mehr wichtig. Halb streichelnd, halb gestaltend wanderte die Zeichenhand Friederikes über Katjas Gesicht. Manchmal sicher, manchmal mehr entwerfend oder skizzierend, dann wieder entschieden vollendend. In einzelnen Phasen schien sich der Zeichenstift selbständig zu machen, in anderen Momenten wurde er von den kräftigen Fingerspitzen der Zeichnerin scheinbar gezwungen, den an-

gestrebten Linien zu gehorchen.

Paul war hier kein Beobachter oder neugierig Lernender, sondern Eingebundener in einem lebendigen künstlerischen Prozeß. Seine Gegenwart ließ ihn zum ersten Mitglied eines Publikums werden, das die sich ausbreitende Maske rezipiert: wahrnimmt, beurteilt, abbildet, übernimmt oder verwirft – um dadurch das Ergebnis noch zu beeinflussen.

Als sich das Spinnenbild auf dem Gesicht der kleinen Hexe der Vollendung näherte, begannen Pauls Gedanken schon wieder, die Gebanntheit seiner Eindrücke zu relativieren. War es vielleicht nur seine Sehnsucht nach einer Berührung dieser Hände, die ihn in den Rausch der Bewunderung getrieben hatte? Eine Antwort wußte er nicht, deshalb ließ er die Fragerei bleiben.

»So, jetzt geh!« befahl Friederike der Tochter und schob sie an der Schulter dem Ausgang zu. Paul blieb einfach stehen, während die beiden die Küche verließen, einige Erledigungen in einem anderen Raum ausführten und schließlich der Haustür zustrebten. Als diese ins Schloß gefallen war, kehrte Friederike zurück, ging auf ihn zu, nahm seinen Kopf in beide Hände und begann ihn zu küssen.

Alle Sinne des Geküßten flossen zu ihr hinüber. Nicht schnell genug konnten sie ins Schlafzimmer hinüberwanken, die Kleider von den Körpern reißen und sich auf dem Bett aneinander schmiegen. Wie verkrampft rieben sie sich, und Paul mußte fast schreien angesichts des schönen Schmerzes, den er bei seinem Samenerguß erlebte. Von Friederikes höchstem Genuß bekam er kaum etwas mit, sie schien jedoch ebenfalls aufs höchste befriedigt.

»Ich liebe dich«, sagte er, als sie still beieinander lagen. »Wirklich?« fragte sie, glücklich, erleichtert, neugierig und wehmütig zugleich. Nach seiner Bestätigung stellte sie weitere Fragen, an die sich Paul später nicht mehr erinnern konnte; es ging um ihrer beider Leben, um die Möglichkeiten des Zusammenseins und

ihre Verpflichtungen anderen Menschen gegenüber.

Friederike wollte viel von Barbara, Pauls Frau, wissen. Sie selbst sprach über die Beziehung zu ihrem Freund Dieter, über ihre Kinder und ihre Eltern, insbesondere über ihre kürzlich verstorbene Mutter. Irgendwie kam sie zu dem Schluß, daß die ganze Beziehung zu Paul eigentlich unmöglich und nicht weiter realisierbar sei.

Da stand sie auf, zog sich an und trank etwas in der Küche. Inzwischen hatte sich auch Paul angezogen und stand unschlüssig im Schlafzimmer herum. Dann ging er in ihr Arbeitszimmer, weil er sie dort vermutete. Sie kam aber erst nach einiger Zeit, küßte ihn noch einmal kurz auf den Mund und ordnete an: »Geh jetzt! Ich glaub, das hat keinen Sinn mit uns beiden. Tschüß, wir sehen uns nie wieder!«

Schon hatte Paul die Wohnung verlassen, eilte die Treppe hinunter, stürzte durch Haustür und Gitter auf die belebte Straße und lief ziellos weiter auf irgendein Café zu.

4

»Wir sehn uns nie wieder!« Paul mußte ständig an diesen Satz denken. Dabei fühlte er sich sehr schlecht. Er nahm nicht die Autos wahr, nicht die Regentropfen oder die vorbeigehenden Passanten, schon gar keine Schaufenster oder Häuser. Nun ist alles vorbei, sagte er sich, scheinbar heldenhaft. In Wirklichkeit war er völlig niedergeschlagen. Er ließ sich durch die Straße treiben, wobei er schon ahnte, daß er in seinem Stammcafé enden würde, wo er sie das erste Mal gesehen hatte. Wehmut durchschoß ihn, allerlei Schmerzen stiegen hoch, die er nicht analysieren konnte.

Zum ersten Mal begann er, negativ über Friederike zu denken. Sogar Wut breitete sich in ihm aus, gemischt mit Selbstmitleid. So kann man einen Menschen nicht behandeln!, empörte er sich und dachte über eine Art Rache nach. Er fühlte sich absolut im Recht: So, wie sie mit ihm umgegangen sei, könne man einen Menschen nicht behandeln. Eine Frau darf sich nicht immer wieder mit einem Mann treffen, ihn sogar mit ins Bett nehmen, und dann einfach sagen: »Tschüß, wir sehen uns nie wieder!« Das ist unmenschlich und grausam, dachte Paul, und weiter: Das werde ich nicht auf sich beruhen lassen! Ich werde sie anrufen und fragen, ob sie das ernst gemeint hat. Vielleicht hat sie es ja gar nicht ernst gemeint? Das ist sogar mit Sicherheit so. Das kann sie gar nicht ernst gemeint haben.

Bei weiterem Nachdenken wurde ihm klar, daß sie sich schon mehrmals scheinbar von ihm »getrennt« hatte. Zum Beispiel gleich, nachdem sie sich zum ersten Mal geliebt hatten. Da hatte sie gesagt: »Geh, ich will nichts zerstören!« oder so ähnlich. Immerhin hatte sie am nächsten Morgen gleich bei ihm angerufen. Also würde sie sich auch diesmal wieder bei ihm melden.

Diese Gedanken legte sich Paul zurecht, als er ziellos durch die Straßen der Alten Stadt ging, sich langsam dem Café Rittmayer, seinem Lieblingscafé, nä-

hernd. Kurzzeitig tröstete er sich mit seinen Erinnerungen an frühere »Trennungen« und erneute Zusammenkünfte mit Friederike, dann gewannen aber die Ängste, daß es diesmal mit dem »Nie wieder!« endgültig sein könnte, die Oberhand.

Er glaubte auf jeden Fall damit rechnen zu müssen, sie wirklich nie wieder sehen zu können. Für diesen Fall müsse er sich irgendwelche Notmaßnahmen ausdenken, um nicht geistig und psychisch vollkommen zusammenzubrechen. Er könne vielleicht seine schriftstellerische oder fotografische Arbeit wieder aufnehmen – doch das schien ihm plötzlich viel zu weit von jeglicher Lebendigkeit entfernt. Vielleicht kann ich versuchen, mich meiner Frau wieder anzunähern, nahm er sich vor. Dieses Projekt könnte ihn zumindest ablenken von Friederike, von kommenden psychischen Zusammenbrüchen, die er sich aber nicht genauer vorstellen konnte. Er hatte so etwas noch nie erlebt.

Er kam an einem Antiquariat vorbei. Plötzlich hatte er einen direkten Abscheu vor Antiquariaten und Antiquitätengeschäften, die es in der Alten Stadt mehrfach gab. Diese Art von Läden kam ihm inzwischen zu lebensfern, zu melancholisch vor. Bisher war er mit Vorliebe dort hineingegangen, jetzt mußte er sich ganz neue Gedanken über sein inneres Verhältnis zu diesen Einrichtungen machen.

Allen voran stand grundsätzlich die örtliche Staatsbibliothek, die er ausnehmend geliebt hatte. Stundenlang hatte er sich darin herumgetrieben. Diese Mischung aus alten Büchern und der damit verbundenen Bürokratie versetzte ihn ausgesprochen leicht in alte Zeiten zurück, als die Welt irgendwie noch heil war, nämlich durch solch eine Institution wie eine staatliche Bibliothek überblickbar. Hier fühlte er sich geborgen, daheim; lächelnd erinnerte er sich daran, daß der frühere Generaldirektor der Staatlichen Bibliotheken des Landes ihn als Baby adoptieren wollte, weil seine Mutter schon drei andere kleine Kinder hatte, aber der Generaldirektor mit seiner Frau keine mehr bekommen

konnte.

In der Staatsbibliothek stellte sich die Welt noch als geordnet dar – *When Government was good* hieß der Titel eines Buches, das ein Verwandter – so behauptete es sein Vater jedenfalls –, ein früherer US-Senator, herausgegeben hatte. When all was good. So wirkte die Staatsbibliothek auf Paul. Immer wieder suchte er dort in Karteien, Inhaltsverzeichnissen, Lexika und Schlagwortkatalogen nach – ja, wonach eigentlich? Du suchst nach dir selbst, sagte er sich, nach deiner Vergangenheit, nach allen Zusammenhängen, die dich in der Welt geborgen machen.

Oder war es eine Flucht vor der Sexualität? War es ein Zurückgehen in die Vergangenheit, seine Kindheit, in der ihn der Generaldirektor adoptieren wollte, in eine Zeit, als die Sexualität in seinem Leben scheinbar noch keine Rolle spielte? Paul sah sich wieder mittendrin in spekulativen Überlegungen, beim Nachdenken über Dinge, die er sich nicht erklären konnte. Eigentlich hatte er dieses Denken doch abstellen wollen.

So ist es eben, dachte Paul. Bisher gingst du gern in Antiquariate, Antiquitätengeschäfte und vor allem in die Staatsbibliothek – jetzt tust du das eben nicht mehr. Du hast dort ja sowieso immer nur deinen eigenen Namen nachgeschlagen, um herauszufinden, wo deine Bücher, Artikel oder Fotos überall verzeichnet seien. Du hast nämlich geglaubt, daß Bücher und Artikel Spuren hinterlassen und zu einer Art ewigem Leben führen. Daß man sich immer an dich erinnern wird.

In diesem Zusammenhang wußte Paul nicht, woran er glauben sollte. Einerseits hielt er sich immer die Sätze eines Barockdichters vor Augen, der die Vergänglichkeit alles Irdischen herausstellte; andererseits fielen ihm die Verse jenes anderen Barockdichters ein, der davon sprach, daß Bücher das einzig Ewige auf dieser Welt seien. Ewig – zumindest für einige Jahrhunderte. Wie lange würde man von ihm reden? Paul wußte es nicht.

Unversehens war er an seinem Lieblings-Café, dem

Rittmayer, angelangt und sah beim Eintreten sofort, daß auch sie da war. Alles, was er in den letzten Stunden gedacht oder getan hatte, war verflogen. Er trat in eine ganz neue Sphäre ein. Die Ruhe, zu der er bei seinem Spaziergang gefunden hatte, war plötzlich einer aufgeregten Hochstimmung gewichen.

Davon wollte er sich aber nichts anmerken lassen, zumal auch Richard wieder dasaß. Also benahm sich Paul betont ungerührt, von der Gegenwart Friederikes scheinbar nicht im mindesten beeindruckt. Sie lächelte ihn strahlend und verschmitzt an, sagte aber nichts. Er sagte nur kurz »Hallo« und ließ sich locker neben ihr nieder, die inmitten einer Gruppe weiterer Freunde von Paul saß.

Da begann sie, an ihm herumzukritisieren. Sie bemäkelte seine etwas geknickte Haltung, die Tatsache, daß er zu viel spreche, beziehungsweise schweige – nichts war ihr recht. Schon hier begannen sich ihre drei Standardvorwürfe herauszukristallisieren, wie Paul sie mit der Zeit immer klarer zusammenstellen konnte: 1. Du redest zu viel, 2. du kannst nicht allein leben und 3. du denkst immer nur an dich selbst.

Paul wurde heute, beim ersten Mal, darüber unglücklich und wollte schon verzagen, als sie ihn wieder aufmunterte und lächelnd ansah. Da war Paul erleichtert und ging zur Entspannung auf die Toilette.

Er ging so rasch er konnte, weil er das Gefühl hatte, es könnte ihr nicht recht sein, *daß er wegging*, beziehungsweise wie lange er wegging. Schnell stürmte er also wieder aus der Toilette hinaus, nachdem er seine Hände gewaschen hatte, und wollte mit übergroßer Geschwindigkeit über den Flur zurück ins Café eilen.

Doch da stand sie plötzlich. Friederike stand an einem Treppenaufgang, ungefähr fünf Meter vom Toilettenausgang entfernt, an das aufsteigende Geländer des altertümlichen Treppenhauses gelehnt, und sah ihm voll entgegen. Dabei lächelte sie verschmitzt, in Erwartung, als hätten sie beide schon die ganze Zeit eine Verabredung hier draußen getroffen.

Er ging langsam, erleichtert und paralysiert auf sie zu. Sie mit den Augen fixierend. Wie bei einem Duell. Er kam zu ihr, legte seine Arme um ihre Schultern und begann ihren nach oben gereckten Mund zu küssen. Lange verschmolzen sie auf diese Weise ineinander. Dann beendete sie den Kuß, der ihm selber unendlich lang vorgekommen war, und sagte: »Wir treffen uns später im Roma!« Und schon war sie wieder im Café verschwunden.

Paul war benommen und sah sich außerstande, ihr sofort zu folgen. Er hielt es auch nicht für opportun, direkt nach ihr das Café zu betreten. Er wartete eine Weile im Flur. Seine Gedanken fieberten bereits dem Treffen im *Roma*, einer Eisdiele, entgegen. An all seine Ängste, seine finsteren Gedanken über sie und ihre Unzuverlässigkeit, konnte er jetzt keine Sekunde mehr verschwenden. Das war alles völlig vorbei. Sie wird schon irgendwelche Gründe gehabt haben, so zu reden, dachte sich Paul. Vielleicht war mit ihrem Freund oder mit ihren Kindern etwas vorgefallen.

Er glaubte, wiederum eine Ewigkeit im Treppenhaus gewartet zu haben, dann begab er sich ins Café zurück. In Wirklichkeit verbrachte er nur Sekunden da draußen; denn Friederike setzte sich im Moment. Als er Platz genommen hatte, beachtete sie ihn nicht. Sie sprach mit jemand anderem, vielleicht mit Richard. Genau konnte sich Paul nicht mehr daran erinnern. Übertrieben schnell trank er seinen Mokka leer, als könne er dadurch die Zeit bis zur verabredeten Stunde im Roma beschleunigen. Friederike bestellte in derselben Zeit noch ein Weizenbier.

Sie gingen alle immer erst dann, wenn die Schließzeit des Lokals erreicht oder sogar schon um einige Minuten überschritten war. Dann mußte Paul noch die Verabschiedungsformalitäten hinter sich bringen, die Richard seiner Meinung nach zu sehr kultiviert hatte. Der ging nämlich enervierend langsam zum Kleiderständer, zog Mantel und Schal an, um sich mit noch geringerer Geschwindigkeit auf den Ausgang zuzube-

wegen.

Wenn Paul sich schon beim Aufstehen verabschiedete und, um die Formalitäten zu verkürzen, schnell hinausstürmte, dann mußte er damit rechnen, daß Richard ihm etwas nachrief oder auf andere Weise versuchte, ihn aufzuhalten, um die Abschiedsformalitäten in voller Länge durchzuziehen.

Friederike war ebenfalls keine Freundin dieser Formalitäten, was Paul schon gemerkt hatte. Egal, ob es um Abschieds-, Begrüßungs-, Speise- oder Unterhaltungsformalitäten irgendwelcher Art ging. Sehr schnell war sie angezogen und aufgestanden, dann wartete sie jedoch auf Richard, im Gespräch mit den anderen vertieft. Um Paul kümmerte sie sich demonstrativ wenig.

Als endlich sogar Richard das Lokal verlassen hatte, wurde kurz darüber geredet, was man im weiteren Verlauf des Abends zu tun gedenke. Richard deutete an, daß er die Alte Weinstube aufsuchen wolle, andere aus der Gruppe gaben ebenfalls an, daß sie vielleicht kämen.

Nun ging jeder seines Wegs, alle in verschiedene Richtungen. Auch Paul machte dieses Spiel mit. Er wußte, daß Richard Friederike noch ein Stückchen, bis zu ihrer Wohnungstür, begleiten würde, um sich dort mit einem Küßchen zu verabschieden. Das hatte sie in einem Gespräch mit Paul einmal erwähnt. Sie sagte damals – es war wohl bei dem Gespräch im Palais-Café –, daß sie ihm dieses Küßchen gleichsam aus Gnade gewähre, weil er sonst mit keinerlei Frauen Kontakt habe. Das erschien Paul damals glaubwürdig.

Beim Weggehen drehte Paul sich kurz um, weil er sehen wollte, wie sich Friederike mit Richard die gewohnte Straße hinunterbewegte. Er sah gerade, wie sie kurzzeitig ihre Hände auf seine Schultern legte – und dabei wandte auch sie sich flugs um und warf Paul aus der Ferne einen Blick zu, der, so meinte er jedenfalls, verständnisinnig auf die spätere gemeinsame Verabredung hinweisen sollte. Ob das wirklich zutraf oder ob es nur seine Wunschvorstellung war, wußte Paul nicht.

Es war ja schon dunkel geworden. Paul ging nach Hause, wo er seine Frau antraf. Sie hatte schon zu Abend gegessen. Also nahm er sich etwas aus dem Kühlschrank, aß ebenfalls und wechselte einige Sätze mit ihr, über organisatorische Dinge. Dann setzte er sich vor den Fernseher, konnte sich aber weder konzentrieren noch ablenken. Kurzzeitig bewunderte er seine Frau, die ihn sehr verständnisvoll behandelte. Es schien, als wisse sie schon etwas von einer Art Beziehung zwischen ihm und Friederike, sie sagte aber nichts. Paul fand, daß sie dazu auch kein Recht hatte, denn sie hatte doch auch einen Freund. Das bedauerte er plötzlich.

Diesem Gefühl konnte er sich aber nicht hingeben, denn er dachte im Hauptstrom seines Bewußtseins immer nur an sie, an Friederike. Was sie jetzt wohl machte? Hatte sie sich schon per Küßchen von Richard verabschiedet? Versorgte sie daheim ihre Kinder und brachte sie ins Bett? Hatte sie sich irgendeine andere Arbeit vorgenommen? Hoffentlich ist ihr nichts dazwischengekommen oder sie hat gar die Verabredung vergessen, überlegte Paul. Vielleicht hat sie es sich anders überlegt oder das Treffen gar nicht ernst gemeint?

Paul war plötzlich leicht schockiert von diesen Ideen. Seine Sicherheit, sie zu treffen, auf die er sich in der letzten Stunde gebettet hatte, war mit einem Mal verflogen. Die Angst, vielleicht »nie wieder« etwas von ihr zu hören oder zu sehen, war in ihn zurückgekehrt.

Schnell stand er vom Sofa auf, zog sich an, verabschiedete sich von seiner Frau und stürmte aus dem Haus. Mit schnellen Schritten eilte er dem Roma zu. Die Passanten, die Häuser und Autos flogen nur so an ihm vorbei. So etwas wie die Temperaturen, das Wetter oder die Lichtverhältnisse nahm er gar nicht mehr wahr.

Sich hektisch umsehend betrat er das Roma. Nur wenige Leute saßen herum, erklärbar durch die kalte Jahreszeit, in der kaum jemand Lust auf ein Eis hatte. Als einzige Eisdiele war das Roma in der Stadt noch

geöffnet, die anderen würden erst im herannahenden Frühjahr wieder betrieben werden. Paul war das alles egal. Sie hatte sich hier mit ihm verabredet, hier hatte er eine Chance, sie wiederzusehen – wenn überhaupt. Er bestellte eine Bananenmilch und überprüfte sein Handy. Es war eingeschaltet und auf Empfang.

Erst jetzt besann er sich. Er erinnerte sich, daß er in derselben Eisdiele mit seiner ersten Freundin unterwegs gewesen war, als sie sich gerade kennengelernt hatten. Auch damals war es Winterszeit und kalt draußen. Sie saßen zusammen hier im Roma, vielleicht sogar an demselben Tisch, an dem er heute saß, und turtelten so heftig miteinander, wie es den anderen Gästen und den Betreibern des Lokals gerade noch zumutbar war. Das hieß, daß längeres Küssen zum Beispiel nicht stattfinden konnte.

Im Rückblick überlegte sich Paul, daß er dieses Mädchen wohl nie geliebt habe, jedenfalls nicht so wie seine spätere Frau und noch weniger so wie jetzt Friederike. Daran ist wohl diese Beziehung gescheitert. Die damalige Freundin lernte einen anderen Mann kennen, der ihr etwas mehr Liebesfeuer entgegenbrachte als Paul. Paul war seinerzeit mit der Trennung einverstanden, obwohl sie seinem männlichen Selbstbewußtsein Abbruch tat.

Mit einem Mal war sie da. Breit grinsend steuerte Friederike auf Paul zu, fiel über ihn her und küßte ihn gleich lange auf den Mund. Dabei hielt sie ihre flach geöffnete rechte Hand an sein Kinn, nach einiger Zeit begann sie seinen Bart mit den Fingerspitzen zu kraulen. Paul schwebte wieder im Paradies. Worüber sie anschließend redeten, hätte er niemals wiederholen können, obwohl er ständig gebannt an ihren Lippen hing. Vielleicht hatte er ihr ein Liebesgeständnis gemacht, mit unbeholfenen Worten. Wahrscheinlich hat er bei dieser Begegnung, unterbrochen von Küssen, immer wieder »Ich liebe dich« zu ihr gesagt – einfach: »Ich liebe dich«, ohne irgendwelches Beiwerk. Vielleicht war es auch bei dieser Begegnung, daß er sie

nach einer Weile gefragt hatte, ob sie ihn eigentlich auch liebe, worauf sie antwortete: »Ich liebe dich auch, ja, manchmal …«

In dem Augenblick war Paul damit zufrieden, später machte er sich über ihre Aussage mehr Gedanken, kam aber zu keinem rechten Ergebnis. Als er es später seiner Psychologin berichtete, meinte sie, daß es das nicht gebe – jemanden »manchmal« zu lieben. Entweder man liebe jemanden oder nicht. Paul legte sich die Aussage schließlich so zurecht: Sie liebt dich grundsätzlich schon, wenn sie dich »manchmal« liebt. Das ist eben ihre Art. Ob er sich bis auf Weiteres an diese Zurechtlegung würde halten können, wußte Paul nicht.

Sie redeten, küßten und liebkosten sich noch lange im Roma und kamen sich immer näher. Paul fühlte sich schon wieder in höchstem Maße erregt, als sie plötzlich anordnete: »Komm mit, wir gehen zu mir!« Schnell hatte Paul alles bezahlt, was nur halb ausgetrunken war, wie in Trance gingen sie die wenigen Meter zu ihrer Wohnung, stolperten ins Schlafzimmer und warfen sich aufs Bett. Dort begann Paul sie vom Mund abwärts mit Küssen zu bedecken, bis er an ihrer Vagina angelangt war. Die dortigen Fältchen nahm er liebevoll in den Mund, während sie ihn ohne feste Berührung in den Haaren streichelte. Einmal legte sie ihre beiden Hände an ihre Schenkel, dazwischen gerade noch ihre Scham freilassend. Paul befürchtete, daß sie seine Liebkosungen abwehren wollte und fragte sie, warum sie ihre Hände dort hinlege. »Die wollen auch etwas davon haben«, sagte sie milde. Dann zog sie seinen Kopf zu sich herauf, so daß er mit seinem Glied in sie eindringen konnte. Lange vermochte er bis zu seinem Samenerguß freilich nicht darin zu verweilen.

Auch nach dieser Begegnung warf sie ihn schnell hinaus, aber das berührte Paul kaum. Er fand es nur ein bißchen schade, ärgerte sich aber nicht. Er war überaus entzückt von ihrer Rede: »Die wollen auch was davon haben« – so als seien ihre Hände eigenständige Wesen. Die Erinnerung daran ließ die Erregung bei Paul

zurückkehren.

Auch am nächsten und übernächsten Tag trafen sie sich des Nachmittags im Café, später noch einmal in einer anderen Kneipe, um jedesmal danach ihre Wohnung und ihr Bett aufzusuchen. Beim dritten Mal war Paul derjenige, der etwas mehr nach dem Miteinander Schlafen drängte, worauf sie antwortete: »Dreimal hintereinander, das geht doch nicht!« Während sie das sagte, bewegten sie sich aber schon auf ihre Wohnung zu, in der sie sich zunehmend ausgiebiger sexuell begegneten.

In der Zwischenzeit schwebte Paul über allen Wolken und dachte nur noch an sie. Er bemerkte gar nicht, wie seine Arbeit liegen blieb. Aber auch wenn er daran gedacht hätte, wäre es ihm völlig egal gewesen. Er verstärkte nur seine Körperpflege und die Reinhaltung seiner Wäsche. Anfangs hatte er noch versucht, ihr mit seiner beruflichen Tätigkeit imponieren zu wollen, aber das gab er bald auf. Bei ihr zählte anscheinend nur die bloße Gegenwart, nicht sein Schreiben, sein Geld, sein Ansehen, seine Bekanntheit oder Ähnliches.

Immer wieder sagte sie nach ihren Begegnungen, daß es so nicht weitergehe, und zwischendurch fragte sie ihn auch, wie er sich ihre gemeinsame Zukunft vorstelle. »Ich liebe dich, und du kannst alles haben, was du willst«, war seine hauptsächliche Antwort. Irgendwie genügte ihr das aber nicht und Paul dachte manchmal, er hätte vielleicht konkreter werden sollen: eine gemeinsame Wohnung suchen, die Heirat vorschlagen oder Ähnliches. Was sie aber letztlich wollte, das wußte Paul nicht.

Sie verhielt sich seiner Meinung nach äußerst widersprüchlich; denn kaum hatte er sich – auch ihr gegenüber – über ihre gemeinsame Zukunft konkretere Gedanken gemacht, wurde sie umso abweisender. »Wir müssen unsere Beziehung beenden«, sagte sie dann plötzlich. Außerdem begann sie ihn immer wieder zu kritisieren, zum Beispiel die Auswahl seiner Kleidung, eine belanglose Verspätung oder andere Äußerlichkei-

ten. Paul machte das jedesmal völlig fertig, wenn er wieder alleine war. Warum sie sich so verhielt, konnte er sich nicht erklären, am wenigsten dann, wenn sie ihn kurz nach einer Art Beleidigung wieder anrief, um mit ihm ins Bett zu gehen.

All ihr Tun und ihre Aussagen waren für Paul voller Widersprüche. Er wagte aber kaum, sie darauf hinzuweisen. Einmal tat er es doch, verbunden mit einer Menge Kritik an ihr, in die er seinen ganzen Schmerz über das ständige »Nie wieder!« und seine Verlassensheitsängste hineinlegte. Am Ende dieser Rede fragte sie ihn: »Wie kannst du bei der ganzen Kritik behaupten, daß du mich liebst?« Darauf wußte Paul keine Antwort. Er bestätigte nur, daß er sie eben liebe und Angst habe, sie zu verlieren. Erst später wurde ihm klar, daß sie es durch ihre Rückfrage vermieden hatte, direkt auf seine Vorwürfe einzugehen. Es wurde ihm nur deutlich, daß er sie eben so zu nehmen hatte, wie sie ist. Außerdem dachte er sich, daß sie solche Rückfrage-Techniken wohl in ihren häufigen Trennungsgeschichten von anderen Männern erlernt habe. Eine Diskussion war deshalb sehr schwer mit ihr zu führen, dachte Paul.

Sie sprach bei den weiteren Begegnungen sehr viel über ihre früheren Beziehungen zu anderen Männern. Anfangs freute sich Paul über dieses Vertrauen, er merkte aber bald, daß es kein großes Vertrauen war, das sie ihm mit diesen Geschichten schenkte. Sie erzählte nämlich dieselben Geschichten auch den anderen, die zum Beispiel allabendlich im Café herumsaßen, ob sie es hören wollten oder nicht. Meistens wollten sie es hören, denn sie erzählte sehr unterhaltsam; das heißt, sie erzählte nicht nur unterhaltsam, sie *war* es einfach. Ob sie auf angenehme Weise unterhaltsam war oder nur deshalb, weil sie sich dauernd in provozierende Widersprüche und Behauptungen verstieg, das konnte Paul nicht so ganz erklären. Ihr Hauptwiderspruch lag jedenfalls in ihrer provozierenden Art einerseits und ihrer erotischen Ausstrahlung andererseits. Allerdings

merkte Paul bald, daß die erotische Seite ihres Wesens nicht auf alle Männer wirkte, was seine aktuellen Eifersuchtsanfälle öfters beruhigte.

Nachdem sie noch ein Weizenbier getrunken hatte, erzählte Friederike zum Beispiel eines Abends im Café vor versammelter Runde von ihrer Beziehung zu dem Musiker, zu Rudolf, die erst vor ungefähr einem halben Jahr gescheitert war. In ihrer Darstellung erschien jener Mann als völlig unfähig, mit einer Frau, zumal mit Friederike persönlich, richtig umzugehen.

Ihre Darstellung wirkte allerdings äußerst glaubhaft, weil sie keine Theorien entwickelte, sondern auf Einzelbeispielen aus ihrem gemeinsamen Leben beruhte. So erzählte sie, daß ihr damaliger Partner aufgrund seiner Größe alle Möbelstücke in der gemeinsamen Wohnung um einige Zentimeter höher gestellt habe, weil er selbst sehr groß gewesen sei. Für Friederikes Kinder sei das natürlich ein Schock gewesen; gerade wären sie selbst etwas größer geworden, nun aber könnten sie plötzlich nicht einmal mehr über den Eßtisch hinüberschauen. Das demonstrierte sie eindringlich mit ihren Händen, die beim Reden hoch über dem Kaffeehaustisch schwebten, vergleichbar mit lugenden Kinderaugen, denen der Überblick nicht mehr gelang. Dieses Spiel ihrer Hände ließ Friederikes eigene Körpergröße völlig vergessen machen – in dem Moment ihrer Darstellung war sie ganz in die Rolle ihrer kleinen Kinder hineingeschlüpft. »Wie egozentrisch!« entfuhr es einem der Anwesenden, der die Erzählung mitverfolgt hatte, und alle stimmten zu, daß der Musiker viel zu sehr an sich selbst gedacht habe und daß auf dieser Basis keine Partnerschaft mit ihm möglich gewesen sei. Ob diese Sicht richtig war, konnte Paul noch nicht beurteilen. Er nahm sich vor, mit dem Musiker irgendwann einmal über alles zu sprechen, denn er kannte ihn schon seit längerer Zeit. Merkwürdigerweise hatte Paul nie mitbekommen, daß er mit einer Frau und deren Kindern zusammenlebte. Er mußte das nach Pauls Meinung bewußt verheimlicht haben, sonst wä-

ren seine Freunde und Bekannten sicher darauf gekommen.

In den folgenden Tagen schliefen Friederike und Paul nicht miteinander, aber die gemeinsamen Verabredungen begannen schon in der Mittagszeit. Friederike rief kurz bei Paul an, wahrscheinlich gerade dann, wenn sie aus der Schule gekommen war. Eine Viertelstunde später trafen sie sich in einer Kneipe oder in einem Café und verbrachten den ganzen restlichen Tag miteinander, manchmal bis tief in die Nacht hinein. Was in dieser Zeit ihre Kinder machten, das wußte Paul nicht. Wenn er jedoch vorschlug, gemeinsam Pauls Wohnung aufzusuchen, machte sie ihn darauf aufmerksam, daß sie dafür keine Zeit habe, denn es gäbe eben noch ihre Kinder, um die sie sich nunmal kümmern müsse. Das könne er als alleinstehender Kinderloser vielleicht nicht nachvollziehen, aber bei ihr sei das eben anders. Paul wagte es nicht, ihr entgegenzuhalten, daß sie jeden Tag entweder in der Schule oder mit ihm verbringe, weil er befürchten mußte, daß sie dann flugs das Zusammensein beenden würde. Also trank er weiter mit ihr, noch ein Bier oder einen Wein in irgendeiner Kneipe, ging mit ihr essen oder ganz selten einmal spazieren.

An einem Nachmittag wartete er plötzlich vergebens auf einen Anruf oder ein sonstiges Zeichen von ihr. Und das Warten beanspruchte ihn ganz. Er konnte keine der so lange liegen gelassenen Arbeiten wieder aufnehmen, kaum in seinem Büro oder seiner Wohnung aufräumen. Er saß nur herum, rauchte und machte sich Gedanken. Immer wieder griff er zum Telefon und wählte ihre Nummer; aber niemand meldete sich.

Sämtliche Versuche Pauls, sich irgendwie abzulenken, versagten. Die Zeitung interessierte ihn nicht, insbesondere die lokalen Neuigkeiten, auf die sein Blick kurz fiel, lösten ein Würgegefühl des Ekels in seinem Hals aus. An Essen war überhaupt nicht zu denken.

Da begann er zu überlegen, warum er so reagiere. Ihm wurde klar, daß es sich um Tiefenstrukturen in seinem Innern handelte, die heute an die Oberfläche kamen. Seine tiefsten Gedanken ließen ihn massiv zweifeln, daß sie auf Dauer mit ihm zusammen sein würde. Dafür ist sie einfach zu wechselhaft, vom Charakter her, dachte Paul. Wie er darauf kam, konnte er sich nur zum Teil erklären. Vielleicht durch die Art, wie er selbst sie kennengelernt hatte.

Er glaubte Angst haben zu müssen, daß sie nicht langsam, nach einer Krise, sondern ganz plötzlich, aus einer Laune heraus, nicht mehr mit ihm zusammen sein wollte. Daß sie ein einziges Mal – und das würde ja reichen – ihr häufig geäußertes »Nie wieder« verwirklichen würde. Und der Grund könnte ein anderer Mann sein; ein anderer Mann, den sie genauso kennenlernte, wie sie ihn, Paul, kennengelernt hatte. Das könnte in einem Augenblick geschehen, in dem sie Paul vielleicht nicht so liebt, wie sie ihn »manchmal« liebt.

Mit diesen Gedanken hielt es Paul nicht mehr in seiner Wohnung aus. Er mußte hinaus, in die Stadt, sich auf die Suche begeben, auf die Suche nach ihr.

Es war viel wärmer geworden, aber der dreckige Schnee oder graubraune Schneematsch lag noch in kärglichen, häßlichen Resten auf den Gehsteigen. Es regnete ganz fein. Das war zu wenig, um den Schirm aufzuspannen, aber zu viel, um ohne jeden Kopfschutz herumzulaufen. Das aber tat Paul. Es war ihm egal, ob er nasse Haare bekam oder die Brillengläser von den Wasserperlen immer undurchsichtiger wurden. Er drückte sich nicht einmal an den Häuserwänden entlang wie manche andere Passanten. Paul fühlte sich in den ersten Momenten seines Aufenthalts draußen sogar ein wenig glücklich. Er wußte aber nicht, warum er das so empfand.

Er blickte nach oben: Der Himmel war wieder einmal dramatisch bewegt, hohe Wolkengebirge sausten, gejagt von Stürmen in den oberen Sphären, über den

Himmel. Unten, auf der Straße, war es relativ windstill. Immerhin roch man nicht die Abgase der unzähligen Autos, die im abendlichen Berufsverkehr über die Kreuzungen rollten.

Paul lief scheinbar ziellos durch die Stadt, in Wirklichkeit näherte er sich immer mehr der Wohnung Friederikes. Als er bei ihrem Haus angekommen war, blickte er zu den Fenstern ihrer Wohnung nach oben, bemerkte aber keinerlei Licht. Noch etwas deprimierter ging er weiter. Vielleicht saß sie mit dem anderen, den sie kennengelernt hatte, in irgendeinem Lokal, so wie sie stundenlang mit Paul zusammengesessen war? Er schaute von außen in das eine oder andere Café, sah sie aber nicht. In einzelne Lokale ging er auch hinein, gewahrte aber nur andere, ihm fremde Leute, so daß er sich ganz besonders einsam vorkam.

Er gab die Suche auf. Aggressionen kamen in ihm hoch. Man kann sich überhaupt nicht auf diese Frau verlassen, dachte Paul, man weiß nie, wie man mit ihr dran ist. Das gehört leider zu ihren Hauptcharakterzügen. Ich muß Abstand gewinnen, dachte er, das ist meine einzige Rettung. Warum bin ich eigentlich so fasziniert? Und: Ist das wirkliche Liebe, was ich da empfinde, oder nur die neu erwachte Sehnsucht nach Erotik? Nach Sex? Aber das leugnete Paul – und eine andere Lösung fand er nicht.

Aufgewühlt strich er herum, dachte über sein Leben nach, auch noch im Café Rittmayer, wo Friederike heute ebenfalls nicht auftauchte. Er unterhielt sich mit wenigen Freunden, die an diesem Abend herumsaßen wie ein Publikum, das auf die reguläre Vorstellung wartet. Dann ging er heim, ohne eine einzige Sekunde ihr Bild aus seinen Gedanken verloren zu haben.

Daheim konnte er sich allerdings nicht ablenken, zumal sich Barbara distanziert hielt. Er lag auf dem Sofa, rauchte viel und schlief bald ein. Irgendwann in tiefer Nacht wachte er auf – die Sehnsucht nach Friederike war sein erster Gedanke. Er erhob sich vom Sofa, zündete eine Zigarette an, öffnete das Fenster

und ließ die kalte Nachtluft, vermischt mit dem weiteren Zigarettenqualm, hereinströmen. Ungeordnet durchstreiften vielerlei Gedanken sein Bewußtsein. Dann zog er sich aus und lief einige Zeit durch die Wohnung, ohne irgendwo Licht anzumachen; denn er liebte es, diesen mystischen Nachtschimmer wie von fern durch die Gardinen in seine düstere Bücherwelt hereinfallen zu lassen. Draußen waren keinerlei Geräusche zu hören. Es herrschte vollkommene Stille. Dann fiel Paul auf, daß er fast keinen Schatten warf, wenn er durch seine Bibliothek ging, die von mehreren Seiten Licht empfing. »Jetzt hast du einmal einige Minuten nicht an Friederike gedacht«, sagte er sich vor und fühlte sich einen Moment lang nahezu erlöst.

5

Am nächsten morgen war Paul wieder einmal in die Redaktion gegangen. Er besuchte bisweilen die Büroräume der Zeitung, für die er mit am meisten arbeitete. Es handelte sich um mehrere größere Redaktionsräume und eine Reihe von Büros, in denen die Abteilungschefs oder deren Sekretärinnen, beziehungsweise deren engste Mitarbeiter, saßen. Die meisten Zimmer waren offen: Die Türen standen sperrangelweit auf, die Wände waren verglast. Viele der Angestellten oder freien Mitarbeiter saßen auf ihren Schreibtischsesseln vor Computerbildschirmen oder liefen herum. Alle waren sehr beschäftigt, und Zeit war dort offensichtlich eines der höchsten Güter, das sie besaßen.

Trotzdem wurde Paul beachtet, heute mehr als sonst, weil er nicht mehr erschienen war, seitdem er Friederike so lieben gelernt hatte. Von allen Seiten wurde er begrüßt, manche winkten ihm zu. Mit einzelnen Journalisten, mit denen er besonders befreundet war, unterhielt er sich eine Weile, speziell mit Ulla, einer Kulturredakteurin, die er sehr mochte. Sie war etwa ein halbes Jahrzehnt jünger als Paul, so um die fünfunddreißig, und hatte langes, blondes und strähniges Haar. Mit kritischen Augen blickte sie aus einem ernsten, hageren Gesicht mit hoher Nase heraus. Ihre Hände waren schmal und zierlich, in lange, empfindliche Finger auslaufend. Diese Finger spielten oft mit sich selbst, rieben sich, juckten sich oder balancierten ein Blatt Papier, so daß es den Beobachter wunderte, wenn das wichtige Stück nicht zu Boden fiel. Ihre Ehe mit einem Redakteur war vor Jahren gescheitert, an beider Selbstbewußtstein, vermutete Paul. Ihre Eigenständigkeit übertraf eben ihre Sehnsucht nach Öffnung gegenüber einem geliebten Mann. Sie bedauerte es ausnehmend, daß im Moment die Zusammenarbeit mit Paul stockte, daß die besprochenen Ideen nicht weiter gediehen, daß in letzter Zeit keine spontane Glosse oder ein Kommentar über ein

aktuelles Ereignis von Paul eingetroffen war.

Paul fühlte sich jetzt von ihr mit einem intelligenten und zugleich einnehmenden Blick abgetastet. Um alle Fragen und Ermahnungen abzubiegen gab Paul an, daß er an einem neuen Roman arbeite, was natürlich nicht richtig war. Warum er nicht mit der Wahrheit herausrückte, wußte Paul nicht. Irgendwie hatte Ulla jedoch seine Lüge mitbekommen, denn sie sah ihm unaufhörlich in die Augen und winkte auf ganz merkwürdige Weise mit der linken Hand ab, indem sie sagte: »Recht glücklich scheinst du ja mit deinem sogenannten Roman nicht zu sein, lieber Paul.«

Sogar Post war für ihn eingetroffen. Er zog sich an einen der unbesetzten Schreibtische zurück und ging sie durch. Danach widmete er sich einem der großen Artikel, die für eine künftige Wochenendbeilage geplant waren. Der Autor und die Redaktion hatten ihn um ein Lektorat gebeten, weil er bekannt dafür war, größeren philosophischen Betrachtungen im Feuilletonformat die letzte Druckreife geben zu können. Manche Autoren ließen nur Paul an diese Aufgabe heran, andere Überarbeiter hätten sie als zu unehrenhaft empfunden. Und Paul machte es bei seinen größeren Werken genauso: Er gab sie seinem Freund Baptist Friedrich zur Kontrolle, bevor er sie in einer Redaktion oder in einem Verlag abgab. Baptist Friedrich arbeitete ebenfalls zuhause als freier Journalist und Schriftsteller, er war unverheiratet und mit der Zeit etwas bequem, aber immer genauer geworden. Er wurde allseits wegen seines blitzhellen und stets hinterfragenden Verstandes hochgeachtet, jedoch außer Paul wußten ihn nur wenige richtig zu nehmen; denn er hatte als Junggeselle schon manche Capricen angenommen, die Paul oftmals intelligent zu ironisieren verstand.

Für seine heutige Arbeit erhielt Paul ein gutes Honorar, das schon an die Summen herankam, die man den »Berühmtheiten« zu zahlen pflegte. Darum beneideten ihn manche Redakteure: Sie selbst mussten tagtäglich im Streß arbeiten, um kleine Verbesserungen

ihrer Position kämpfen, zum Beispiel wenn eine Leitungsfunktion zu vergeben war; dieser Paul jedoch, der kein Geld nötig hatte, mit seinem »Riesenvermögen« im Hintergrund, spazierte hier einfach herein und kassierte noch fette Einzelhonorare ab, wenn er Lust auf ein Thema hatte. Das wurmte so manche Journalisten-Kollegen, aber sie konnten nichts machen, Paul hatte eine ganze Reihe von Förderern. Und seine Sachen waren unzweifelhaft gut. »Die einzigen Texte, die einen geistigen Hintergrund andeuten und tiefe, innere Auseinandersetzungen verursachen«, hatte der Chefredakteur einmal gesagt.

Wie lange Paul an seinem Schreibtisch mit der Überarbeitung beschäftigt war, konnte er am Ende gar nicht mehr abschätzen. Es zog sich jedenfalls bis in den frühen Nachmittag hin. Als er damit fertig war, bemerkte er, daß seine Gedanken heute wieder einmal – zumindest zeitweise – vom Leiden an Friederikes Unzuverlässigkeit frei geblieben waren. Sowie er jedoch mit der Überarbeitung fertig war, wollte er nur noch eines: raus aus der Redaktion. Als könnten sich woanders neue Chancen ergeben, sie zu treffen.

Er warf den überarbeiteten Artikel, versehen mit seiner Rechnung, in die Ablage des zuständigen Redakteurs, der sich gerade in der Kantine aufhielt, warf sich einen Regenmantel um und verließ die ehrwürdigen Hallen ohne große Verabschiedungen. »Nun hast du schon die Gewohnheit Friederikes angenommen, alle Formalitäten wegzulassen«, dachte sich Paul zwischen Redaktion und Treppenhaus.

Dann änderten sich plötzlich die Parameter seines Denkens und Fühlens: Sie stand da, vor dem Eingang zu den Redaktionsräumen. Paul traf das schockartig. Friederike lächelte verschmitzt, mit dem Charme und der Magie, die Paul immer überwältigten. Einen Moment lang wunderte er sich, daß die kühl-funktionale Umgebung sich gar nicht veränderte, daß einzelne Mitarbeiter vorbei liefen, den beiden keine Beachtung schenkend. Ohne nach einer Erklärung zu suchen,

konzentrierte er sich ganz auf Friederike.

»Warum bist denn du hier?« fragte er, als sei sie wegen eines anderen Mannes gekommen. »Ich wollte mal sehen, wo du so arbeitest«, antwortete sie, als habe sie ein selbstverständliches Recht darauf. »Toll«, sagte Paul nur und führte sie herein. Sie blieben nur kurz, aber was sie dabei taten, daran konnte sich Paul später nicht mehr erinnern. Wahrscheinlich zeigte er ihr einfach die Büros, die Ablagen, die Computervernetzung und sonstiges, was ihn selbst betraf.

»Komm, wir gehen essen«, sagte sie schließlich und stürmte mit ihm nach draußen – die Treppe hinunter, auf den Parkplatz und in die Autos. Nur mit ihrem Zeigefinger hatte sie ihm bedeutet, daß er ihr nachfahren solle, was er natürlich tat.

Sie fuhren aufs Land hinaus, in ein Dorf, das angenehm über dem Flußtal auf halber Höhe lag. In der Ferne sah man die Stadt im Dunst der Gegenlichtsonne liegen, die das Gesicht Friederikes schräg-winterlich anstrahlte. Die Gaststätte war überraschend voll, aber sie fanden einen schönen Platz am Ecktisch. Die Sonne fiel hier in spitzem Winkel herein und warf harte Schatten auf Friederikes Gesicht. Paul konnte sie nur die ganze Zeit bewundernd anschauen, in einer Art, die ihm wahrscheinlich selbst übertrieben untertanenmäßig vorgekommen wäre, hätte er aus sich heraustreten und sich daneben stellen können. Friederike nahm von Pauls Bewunderung scheinbar keinerlei Notiz; ob sie diese möglicherweise genossen hat, das wußte Paul nicht.

Sie glaubte jedenfalls das Praktische für beide übernehmen zu müssen und bestellte bei der Bedienung zwei Bier und zwei Tagesmenüs. Beim Gespräch zwischen ihr und Paul wagte er es nicht, sie auf die vergangenen Tage und ihre Versäumnisse anzusprechen. Sie erzählte sowieso hauptsächlich von ihrem Schulalltag und von den Schwierigkeiten mit ihren eigenen Töchtern. Von ihrem Lebensgefährten, mit dem sie immer die Wochenenden verbrachte, sprach sie kein Wort.

Paul wagte nicht nach ihm zu fragen, denn er ahnte, daß es nicht opportun sei, obwohl er sich den wahren Grund nicht erklären konnte.

Paul sah zu, wie sie aß. Mit geschickten Fingern zerteilte sie das Fleisch, von dem sie aber eine Menge übrigließ. Paul sollte den Rest essen, was er auch tat. Ohne die Nachspeise abzuwarten, brachen sie auf, nachdem Paul bezahlt hatte. Sie wollte vor der Heimfahrt noch ein wenig spazieren gehen. Paul jubelte innerlich vor Freude. Endlich draußen, nicht in einer Kneipe, in einem Café oder immer nur in ihrem Schlafzimmer. Was während der Zeit des Spaziergangs ihre Kinder wohl machten, wurde nicht erwähnt.

Sie gingen durch das leicht ansteigende Dorf in den darüberliegenden Wald, der sich bis zur höchstgelegenen Kante des Berges erstreckte, an dem das Dorf lag. Als Paul die schön gewachsenen Buchen bewunderte, erklärte sie, daß der Wald früher im Besitz ihrer Familie gewesen sei. Schon als Kind habe sie oft hier gespielt, und in der Stadt unten am Fluß sei sie aufgewachsen. Paul wußte nicht, warum – aber ihre Verwurzelung mit der so von ihm geliebten Natur und Kulturlandschaft, aus der auch er stammte, steigerte seine Begeisterung für sie. Er hatte das Gefühl, daß sie beide einfach zusammengehörten, und er war fest davon überzeugt, daß er in der Vergangenheit uralte Verbindungen zwischen ihren Familien finden würde, wenn er nur nachforschte.

Später trug er einmal eine solche Verbindung vor, es war allerdings nur eine Lappalie, eine Gewohnheit vielleicht, die ihre Väter gemeinsam hatten oder etwas Ähnliches. Da reagierte Friederike heftig ablehnend, ja sogar aggressiv: Das sei ein Zufall, sagte sie, das könne öfter vorkommen und bedeute gar nichts. Außerdem könnten sich das nur Menschen zueinander sagen, die sich schon ganz lange kennen. Also schwieg Paul. Er ahnte damals, was er schon vorher gespürt hatte: daß sie ein Feind jeder festen Bindung sei – Bindungen an Menschen, Sachen, Zusammenhänge, Formeln, Termi-

ne … überhaupt Bindungen an Unabänderlichkeiten.

Der Weg ging steil durch den Wald nach oben, so daß Paul ziemlich ins Schnaufen kam, was sie heftig kritisierte. Solche Schwierigkeiten mochte sie nicht. Keine körperlichen Schwächen oder Krankheiten. Wenn Paul eine Krankheit auch nur andeutete, ermahnte sie ihn, er solle sich zusammenreißen und warf ihm vor, er sei ein Hypochonder. Nur den Tod nahm sie sehr ernst, übertrieben ernst, wie Paul meinte. Von der Möglichkeit ihres eigenen Todes sprach sie öfter, gleichsam davor warnend, daß ihr das ja auch geschehen könne, vielleicht vorzeitig, durch einen Unfall oder ähnliches. Paul gingen diese Bemerkungen schwer zu Herzen und er wurde ganz traurig dabei.

Als sie an der Bergkante angekommen waren, hatten sie einen herrlichen Fernblick auf das Dorf mit der Gaststätte, die kleine Stadt im Tal, in der Friederike aufgewachsen war und die Alte Stadt, in der sie beide wohnten. All die Wälder, Flüsse und Wiesen »ihrer« Landschaft lagen ihnen zu Füßen, breit glänzte, von der Nässe der vergangenen Wochen dampfend, die spiegelnde Fläche einer Autobahn, von der die Motorengeräusche in die Stille dort oben hinaufreichte.

Paul hätte gern ihre verträumt glitzernden und selig schweifenden Augen in die Hand genommen und umschlungen. Stattdessen berührte er nur sanft mit den Lippen ihre Wangen, was sie mit einem schon lange nicht mehr gefühlten, zärtlichen Kuß beantwortete. Die Umschlingungen ihrer Zungen waren kaum noch zu steigern, wohl aus diesem Grund nahm sie die Zähne zur Hilfe, mit denen sie leidenschaftlich seine Zunge preßte. Das tat Paul etwas weh und er empfand es auch ein klein wenig als Aggression; er reagierte aber nicht, weil er plötzlich das Gefühl hatte, daß sie, wenn er Angst zeige, noch aggressiver und gefährlicher werden könne. »Jetzt darfst du auf keinen Fall Angst zeigen!« nahm er sich vor. Ob es wirklich Aggression war und woher diese kommen könnte, das wußte Paul nicht.

Lange gingen sie noch an der Bergkante entlang, sich immer wieder küssend. Als sie einmal stehen blieb, um ihm in der Stadt, in der sie aufgewachsen war, die Straße ihrer Herkunft zu zeigen, sah Paul weniger dort hinunter, sondern vielmehr auf ihren ausgestreckten Zeigefinger, der ihm lieblich und entschieden zugleich vorkam. Ihre Hände wollten die Lieblichkeit ihres innersten Wesens ständig verbergen, brachten sie deswegen aber umso deutlicher zum Ausdruck, fand er.

Auf dem Rückweg hatten sie zum ersten Mal eine größere Meinungsverschiedenheit. Sie fand nämlich, daß der Wald etwas verkommen sei und »aufgeräumt« gehörte. Da ging Paul fast auf die Palme; vertrat er doch in all seinen Büchern und Artikeln über die Kulturwälder Süddeutschlands stets die Ansicht, man solle größere und wertvolle alte Waldbezirke möglichst ganz in Ruhe lassen. Seiner Meinung nach wäre es am besten, wenn der Mensch hier überhaupt nicht mehr eingreife, wie es in den Nationalparks bereits geschehe. Dort läge der Erfolg dieses sehr einfachen Konzepts deutlich vor Augen: Eine außergewöhnliche Vielfalt in Flora und Fauna habe sich durchgesetzt und sei gleichsam wieder zum Leben erwacht.

Das Lebendige imponierte auch Friederike. Dennoch wurde sie fast böse und verteidigte die forstwirtschaftliche Nutzung des Waldes, wie sie schon von ihren Vorfahren betrieben worden sei. »Die Menschen müssen ja auch leben«, meinte sie, also hätten sie das Recht, Holz und Wild zu entnehmen, wie es den wirtschaftlichen Bedürfnissen entspräche. Außerdem müsse ein »gesunder« Wald von Unterholz und alten Stämmen »gereinigt« werden, sonst gehe er zugrunde.

Es nützte nichts, daß Paul einwand, gerade von moderndem Altholz könnten viele Tier- und Pflanzengesellschaften leben – sie fuhr ihm fast beleidigend über den Mund. Schließlich versuchte Paul einen Kompromiß, auf den sie aber nicht einging. Sie wurde immer radikaler und widersprach Paul in allem aufs heftigste. Endlich gab Paul ihr nur noch recht und

gelobte, seine Position völlig zu überdenken, um den Streit zu beenden. Insgeheim dachte er nicht im entferntesten daran, seine Meinung zu ändern oder gar in seinen Veröffentlichungen zu korrigieren. Er wußte genau, daß er damit einen Skandal bei seinen politisch-publizistischen Freunden auslösen würde. Immerhin: Ihr gegenüber war er von seiner Position abgerückt, er fand sich schlicht zu feige, weiterhin zu widersprechen oder sie, seine Beziehung zu ihr, darüber gar zu verlieren. Moralisch beurteilte er sein Einlenken als höchst verwerflich, aber er konnte nicht anders. Warum Friederike so extrem hartnäckig und kompromißlos war, das wußte er nicht.

Sie hatten sich mehr schlecht als recht versöhnt. Für Paul blieb in doppelter Hinsicht ein schlechter Nachgeschmack zurück: erstens konkret auf seiner Zunge, die ihm von ihren Zähnen immer noch wehtat, zweitens in seinem Herzen, weil er ihr gegenüber von einer zentralen Überzeugung abgerückt war. Nun wußte er jedenfalls, daß sie gleichsam »Biß« hatte.

Nach dem kleinen Ausflug fuhren sie getrennt nach Hause. Paul ärgerte sich nochmal über sich selbst, daß er nicht gebeten hatte, ein weiteres Treffen zu vereinbaren. Aber während des Zusammenseins mit ihr fand er dafür nicht den richtigen Augenblick. Außerdem war es ihm in ihrer Gegenwart auf seltsame Weise egal, was die Zukunft bringen würde. Er interessierte sich nur noch für den gegenwärtigen Augenblick.

Die folgende Zeit bis zum Abend des nächsten Tages verbrachte Paul in der ständigen Angst, sie könne ihm wegen des Streits ernsthaft und für immer böse sein. Das Wetter schwang wieder um und es regnete aus diesigen Himmeln. Des Abends ging er ins Café Rittmayer, wo schließlich auch Friederike auftauchte. Seine Ängste stellten sich als völlig unbegründet heraus: Sie tat, als sei überhaupt nichts gewesen. Im Gegenteil, sie sprach äußerst fröhlich und zärtlich zu ihm, zumal sie allein an ihrem Tisch saßen. Um die Blicke des Personals kümmerte sie sich überhaupt nicht, und auch

Paul waren sie deshalb völlig egal. Ebenso die anderen Gäste.

Sie begann sogar, ihn mehrmals zu berühren, seine Hand mit ihren Fingerspitzen zu streicheln. Auch unterm Tisch faßte sie ihn an, zuerst an den Beinen, was er sehr deutlich spürte, weil er eine dünne Hose anhatte. Dann kam sie auch an sein erregtes Glied und umklammerte es, so gut es ging. Paul meinte nun, auch seinerseits aktiv werden müssen, um nicht, gleichsam egoistisch, nur die ihre Zärtlichkeiten passiv entgegenzunehmen, und umarmte sie am Oberkörper. Seine Fingerspitzen erreichten sogar ihren Busen, den er an dieser Stelle, in höchster Erregung, zu streicheln begann.

Ohne zu sprechen rieb sie ihn weiter mit ihrer mal flachen, mal umklammernden Hand am Glied. Er hatte erneut das Gefühl, daß sie in diesen Augenblicken ihr ganzes Wesen über ihre Hand auf ihn überströmen ließ. Bei dem Wort »überströmen« wurde Paul noch erregter und glaubte bald, einem Samenerguß in diesem Café, unterm Tisch, nahekommen zu können, als Friederike plötzlich aufhörte, ihren Oberkörper wegdrehte und ihn anfauchte: »Spinnst du, du kannst mich hier doch nicht so öffentlich anfassen!«

Paul war geschockt. Und verwirrt. Er brauchte eine Zeitlang, um seine Gedanken und Gefühle zu ordnen. Zuerst dachte er, daß sie doch diejenige gewesen sei, die in der Öffentlichkeit zu weit gegangen war. Aber er wollte nicht widersprechen, er war zu beschämt ob seines als unangemessen beurteilten Vorstoßes. Was hatte er falsch gemacht? Er selbst konnte offenbar mit seinen Händen nicht richtig umgehen, nicht dasselbe mitteilen, was sie getan hatte, dachte er sich, als er wieder bei Besinnung war.

Während er sich all das überlegte, stammelte er nur das Wort »Verzeihung« und »Entschuldigung«, woraufhin sie ihn zurechtwies: »Entschuldige dich nicht ständig, das nervt mich langsam!« Da wurde ihm klar, daß seine Bitte um Entschuldigung zu den gängigen Äuße-

rungen gehörte, die er in letzter Zeit zu häufig vorgebracht hatte. Es war tatsächlich so: Ständig bat er sie wegen irgendeiner Sache um Entschuldigung.

Sie zahlte und ging, was er alles mit großen Augen verfolgte. Er blieb sitzen, allein. Dabei wurde er zusehends glücklicher; denn der Gedanke reifte in ihm heran, daß auch sie ihn wirklich liebt. Daß es von seiner Seite aus Liebe war, was er ihr gegenüber empfand, das wußte er. Nun aber glaubte er auch Anhaltspunkte dafür zu haben, daß sie ihn liebe. Und zwar immer und grundsätzlich.

Sicher, den erotischen Austausch zwischen ihnen beiden hätte man noch als sexuelle Begierde einordnen können. Aber es war anscheinend so, daß sie sich – vielleicht wegen ihres Freundes – gegen ihre Gefühle ihm gegenüber wehrte. Sie sagte zwar immer »Tschüß, wir sehen uns nie wieder!« oder sie verlor sich in Reden über die Nichtigkeit und Unmöglichkeit ihres Zusammenseins. Trotzdem *sagte* sie ihm das alles, sie setzte sich mit ihm in Verbindung und ließ ihn nicht endgültig sitzen. Sie traf sich mit ihm, näherte sich ihm an und verband sich unter anderem körperlich mit ihm.

Zusätzlich wurde Paul klar, was es bedeutete, daß Friederike ihn in der Redaktion besucht hatte. Sie wollte »nur mal sehen«, wo er arbeite. Sie wollte also, dachte Paul nun, seine ganze Persönlichkeit erleben, alle Bereiche kennenlernen, in denen er sich bewegte. Sie wollte ihn »ganz haben«. Und das bedeutet doch: Sie liebt dich, dachte Paul.

Getragen von dieser Überzeugung schwebte er an diesem Tag nach Hause, erledigte sogar einige Arbeiten, alles in der Zuversicht, sich doch irgendwie auf ihre Liebe verlassen zu können; und darauf, daß sie ihn wiedersehen wolle.

Am Abend zerstörten sich all diese Hoffnungen weitgehend, als Paul nämlich allein im Café saß und von Friederike weit und breit nichts zu sehen war. Die Erinnerung an das nachmittägliche Café-Erlebnis stieg wieder in ihm auf, und er dachte, daß sie das Ganze

vielleicht anders in Erinnerung behalten hatte. Sie war vielleicht total von ihm enttäuscht und betrachtete seine vermeintliche Liebe nur als sexuelle Gier oder so ähnlich. Nach diesen Gedanken schöpfte er zuerst wieder Hoffnung, danach ging sein Befinden in Verzweiflung über, anschließend in Melancholie und so weiter. Es war ein grauenhafter Kaffeehausaufenthalt für Paul. Warum die anderen Freunde nicht gekommen waren, wußte er nicht.

Den Abend und die Nacht überstand Paul nur, weil er sich vornahm, am nächsten Tag wieder einmal die Psychologin anzurufen, mit der er seit längerer Zeit in Kontakt war. Er hatte ihr ja versprochen, sie wegen seiner Affäre mit Friederike aufzusuchen, um seiner Frau die ganze Geschichte möglichst schonend beizubringen. Am Abend wurde er immer trauriger und griff schließlich zum Telefon. Er wählte Friederikes Nummer. Ihre ältere Tochter war dran. Sie sagte, daß sie ihre Mama holen wolle. »Du bist's schon wieder!«, sagte Friederike als erstes, was Paul völlig umwarf. »Ich hab dir doch gesagt, du sollst nicht anrufen. Meine Tochter macht deswegen schon die ganze Zeit Anspielungen, und ich hab Angst, daß mein Freund das langsam mitkriegt. Was willst du denn?«

Paul antwortete nicht; denn er konnte sich kaum erinnern, daß sie ihm das Anrufen verboten haben sollte. Nun war dieses Verbot mit aller Macht da. Schon wieder entschuldigte er sich. Und zum wiederholten Mal wies sie die Entschuldigung zurück und sagte, sie könne das nicht leiden. Dann fügte sie noch an, daß sie sich ja morgen Abend wie immer im Café treffen könnten, jetzt habe sie aber keine Zeit, denn sie müsse auch mal was für ihre Kinder tun, und zwar kochen. Das sollte er endlich verstehen. Außerdem: Morgen könnten sie sich ja sehen, womöglich zum allerletzten Mal. Dann legte sie auf.

Paul fügte sich in sein Schicksal. Er genoß den Augenblick. Gerade hatte er ja noch mit ihr gesprochen. Diese Augenblicke waren schön, obwohl sie

schlimme Dinge gesagt hatte. Am schlimmsten fand er das Telefonverbot. Damit war ihm eine entscheidende Möglichkeit der Kommunikation und Kontaktaufnahme genommen. Freilich sah er ein, daß sie von Hänseleien ihrer älteren Tochter nicht verfolgt werden wollte. »Dieser Paul hat schon wieder angerufen. Was sagt wohl dein Freund dazu?« hörte Paul die ältere Tochter gleichsam im Hintergrund seines Bewußtseins. »Halt den Mund, das geht dich nichts an!« würde Friederike antworten, wissend, daß damit das Problem nicht aus der Welt geschafft sei.

Paul setzte sich nach langer Zeit wieder einmal an seinen Schreibtisch, jedoch nicht um zu arbeiten, sondern um einen Brief an Friederike zu schreiben. Während dieses Schreibens war er überzeugt, daß dies die sinnvollste Beschäftigung sei, die er an seinem »Arbeitsplatz« ausführen könne. Der Brief an Friederike überstrahlte seiner Meinung nach alles, was er jemals geschrieben hatte.

Zuerst lobte er sie. Ihre Intelligenz, ihr Einfühlungsvermögen, ihre ganze Ausstrahlung, das Geheimnis ihrer Persönlichkeit. Dann erwähnte er die Tatsache, wie sehr er mit ihr verbunden sei. Zum Beispiel dadurch, daß sie aus derselben Landschaft stammen und daß sie diese Landschaft und die Alte Stadt, in der sie wohnten, so liebe. Schließlich meinte er noch, daß sie ihn an seine jüngere Schwester erinnere. Er wußte zwar, daß sie das nicht mochte, wenn er jetzt schon, am Anfang des Zusammenseins, solche alt gegründeten Verbindungen herstellte. Trotzdem konnte er sich dieser Bemerkung nicht enthalten, so sehr war er im Rausch der schriftlichen Annäherung.

Über seine Schwester kam er auf seine Familie, seine Vorfahren und seine gesamte Biographie zu sprechen. Er erwähnte, wie sehr er schon immer durch den Druck seiner nicht unbedeutenden Vorfahren belastet gewesen sei. Schon immer hätten seine Eltern zumindest unterschwellig von ihm verlangt, daß er genauso erfolgreich werden solle wie sie selbst und alle Vorfah-

ren.

Sein Vater sei freilich »nur« Direktor eines Gymnasiums geworden, bei den Ahnen und Urahnen gab es aber einen Komponisten, der unter anderem in den Tagebüchern Thomas Manns lobend erwähnt wurde, und einen Rokoko-Künstler, der in der Alten Stadt berühmte Bildhauerarbeiten hinterlassen habe. Auch auf einige bedeutende Theologen und Domherren führte sich die Familie väterlicherseits zurück.

Prunkstück dieses Ahnenkults, von dem Paul sich wirklich stark belastet fühlte, war ein Grab- und Gedenkstein, außen am Chor einer Kirche von Balthasar Neumann. Darauf stand, daß ein Vorfahre, inzwischen »Piano-Fortemacher« in Cincinnati, USA, für seine lieben Eltern diesen Stein gestiftet habe. Auch ein frommer Spruch war in alter Schrift in diesen Stein eingemeißelt.

Der Weinhändler und der Metzger, die auch in der Ahnenreihe zu finden waren, wurden in der Familie seltener oder nur ironisch genannt. Dafür stellte man wiederum die Verwandtschaft mütterlicherseits großartiger heraus: den Großvater, der ein bekannter, altehrwürdiger Professor war, den Richter, den Arzt, der in New York studiert hatte und dann viele Jahre in Indien lebte, wo er eine Kirche mit Hospital stiftete, und vor allem den Fernsehdirektor und Gründer einer Filmhochschule, dem viele berühmte Schauspieler, Produzenten und Regisseure ihren Ruhm verdankten.

Immer wieder wurden Paul von Kindheit an all diese großen Namen und Verdienste vorgehalten. Daraus konnten das Kind und der Jugendliche nur den Schluß ziehen: Von dir wird ähnliches erwartet. Auch wenn man es nicht direkt aussprechen wollte. Paul wurde von Anfang an darauf vorbereitet, sich immer in der sogenannten »besten Gesellschaft« bewegen zu können und sich ihr zugehörig zu fühlen.

Vielleicht trug das dazu bei, daß er später tatsächlich recht erfolgreich war; zwar nicht als einfacher Zeitungsredakteur, womit er sich anfangs zufrieden

geben wollte, aber als Buchautor und Fotograf. Als ein solcher konnte er nun angenehm freiberuflich leben, stand doch ein größeres, ererbtes Vermögen im Hintergrund, das man aber nicht angreifen, sondern im Geiste des Familiendenkens, nur vermehren sollte.

Viele von diesen Gedanken schrieb Paul an jenem Abend an Friederike, so daß der Brief am Ende fast dreißig Seiten umfaßte. Er erinnerte sich an ein Wort seiner Mutter, die gemeint hatte, daß keine Frau widerstehen könne, wenn sich Paul ihr vollständig anvertraue. Vertrauen sei das wichtigste, was man einem anderen, einem geliebten Menschen entgegenbringen könne. Also befand Paul sein Schreiben für gut, faltete es zusammen und steckte es in einen Umschlag. Dafür hatte er sein bestes Briefpapier herausgesucht, und zwar das Büttenpapier, das den Stahlstich mit seinem Namen trug. Nachdem er den Brief fertig gemacht hatte, nahm er aus den Familienalben die Fotos von seiner jüngeren Schwester zur Hand und überzeugte sich ein weiteres Mal davon, wie sehr sie Friederike ähnlich sehe.

Am nächsten Morgen rief er gleich nach dem Frühstück, das er wieder in einem Café eingenommen hatte, bei der Psychologin seiner Frau an, um einen Termin zu bekommen. Überraschenderweise hatte sie sofort Zeit. Damit hatte Paul nicht gerechnet. Er wollte sich eigentlich noch eine Zeitlang innerlich darauf vorbereiten, wollte bis ins einzelne formulieren, was er ihr sagen würde. Er war sich sicher, daß er dafür Zeit haben würde, denn die Psychologin war ständig überlaufen und manchmal tagelang nicht erreichbar. Allerdings war das anscheinend an Vormittagen weniger der Fall.

Paul ging zuerst nach Hause, um sein Fahrrad zu holen. Er brachte es nie fertig, zu dieser Psychologin mit dem Auto zu fahren, weil sie in einer Villa in einem schön gelegenen Vorort lebte, der wiederum an den von Paul sehr geliebten Stadtpark grenzte. Paul hatte gleichsam die Zwangsvorstellung, keine Gelegenheit

auslassen zu dürfen, diesen Stadtpark zu Fuß oder mit dem Fahrrad zu durchqueren.

Aus diesem Grund ging er, zuhause angekommen, gleich in die Garage und holte sein Fahrrad heraus. Er freute sich, es wieder benutzen zu können; denn es war die Spezialanfertigung eines Freundes für ihn. Vor über einem Jahr hatte er es bei diesem Handwerks-Künstler, einem Händler der Alten Stadt, mit dem er noch aus Studententagen befreundet war, zusammenbauen lassen. Der Rahmen war genau nach seinen Körpermaßen von einem Fachmann zusammengelötet worden.

Das Fahrrad empfand Paul als etwas Lebendiges, wohingegen er in letzter Zeit, seitdem er in Friederike verliebt war, seine wertvolle Büchersammlung und all die Erbstücke von seinen großen Vorfahren gar nicht mehr richtig anschauen konnte.

Während seines Heimwegs hatte er nur wirr über den kommenden Termin bei der Psychologin nachdenken können; und während der Fahrt durch die Stadt und dann durch den Park war er ebenfalls zerstreut. Das Wetter war gerade noch für das Radfahren geeignet. Der Boden enthielt noch viel Feuchtigkeit, trocknete aber unter der Sonne, die sich an einem stahlblauen Himmel durchgesetzt hatte. Dunst lag über den meisten Teer- oder Steinflächen, aber das Gras glitzerte im Gegenlicht, und größere Pfützen blendeten Paul so sehr, daß seine Sonnenbrille kaum ausreichte, um die Helligkeit abzuwehren.

Auf den Parkwegen war an diesem kalten, aber sonnigen Vormittag kaum ein Mensch zu sehen. Paul radelte vergnügt allein durch die Anlagen. Es ging am Fluß entlang, über den die begleitenden Bäume ihre Äste streckten, an deren Enden Tausende von Regentropfen glitzerten. In manchen Blickwinkeln nahmen sie gelbe, rote oder grüne Farben an. Paul genoß dieses Feuerwerk und sog mehrmals die frische Luft ganz tief und bewußt ein.

Nachdem er eine Zeitlang am Fluß entlang geradelt war, bog er auf einen Seitenweg ab, der in den *Botani-*

schen Garten der Alten Stadt führte. Seine Frau hatte diesen Garten überhaupt nicht gemocht; er war ihr zu bieder, zu idyllisch, zu angelegt und insgesamt zu bürgerlich. Auch Paul hatte in letzter Zeit keinen Sinn mehr dafür gehabt.

Heute wollte er ihn besuchen. Es nervte ihn zu sehr, geradeaus weiterzufahren, denn da würden ihn Denkmäler erwarten, die er schon mehrmals beschrieben hatte. Und diese Erinnerung schien ihm heute zu lebensfern – zu sehr »Kramen in der Vergangenheit«.

Am Teich im Botanischen Garten holte ihn jedoch die Vergangenheit ein: Hier war er als Kind oft gewesen, mit seiner Mutter und seinen Geschwistern. Dieser Teich war das regelmäßige Ziel von kleinen Spaziergängen, die seine Mutter mit den Kindern unternommen hatte. Immer wieder hatte er von diesem Teich aus ans andere Ufer gehen wollen, daran erinnerte sich Paul noch. Und er hatte das Gefühl, daß es ihm nie erlaubt worden sei, das andere Ufer zu betreten: das Brücklein über einem Wasserfall, den Weg an einem Hang entlang oder durch dichtes, geheimnisvolles Gebüsch.

In Wirklichkeit war es ihm durchaus erlaubt worden, hinüberzugehen. Als er aber dort angelangt war, gab es nicht viel Sonderbares und Geheimnisvolles zu entdecken; es war alles genauso wie am gegenüberliegenden Ufer. Das war wohl der Grund, warum Paul das Gefühl nicht loswurde, das andere Ufer niemals erreicht zu haben: Er hatte einfach das Geheimnisvolle am jenseitigen Ufer nicht gefunden.

Auch bei seinem heutigen Aufenthalt blieb Paul nur kurz an der Stelle, die immer das Ziel der mütterlichen Ausflüge war, und ging dann ans andere Ufer hinüber. Heute jedoch erschien es ihm in der Tat mystisch. Gedankenvoll stellte er sein Fahrrad ab und betrachtete noch eine Weile das Glitzern der silbernen Speichen im Sonnenlicht. »Wie Sonnenräder«, dachte er.

Dann nahm er die Sonnenbrille ab, rieb sich die Augen und schritt langsam auf einen dekorativ abge-

legten Felsblock zu. Er war pittoresk vermoost und mit Gräsern, Blättern und Steinchen bedeckt. Keine Hand hätte diese Dinge so passend dorthin dekorieren können wie es jetzt aussieht, dachte Paul.

Er ging vor dem Felsblock, der so groß wie ein Autorad war, in die Hocke, nahm ein Stöckchen in die Hand und zeichnete mehrere Hände in die glatte Erde neben den Stein; und zwar so, daß die Finger alle auf diesen Felsblock hindeuteten.

Diese Tätigkeit nahm nach Pauls Meinung eine Ewigkeit in Anspruch. Schnell sah er deshalb auf die Uhr. Aber es waren bloß ein paar Minuten vergangen. Er hatte noch viel Zeit. Also richtete er sich auf und stellte sich kurz auf den Felsblock. Dabei vermeinte er zu spüren, wie dessen ganze Kraft und Festigkeit sich auf ihn übertrug.

»Blödsinn!«, dachte er dann, denn er konnte solchen Aberglauben über die »magischen Kräfte der Natur« nicht leiden. Deswegen ging er wieder zu seinem Fahrrad und schob es in das Zentrum des Botanischen Gartens. Die sonst so sorgsam angepflanzten und abgezirkelten Beete lagen jetzt, im Winter, völlig tot da. Paul interessierte sich nur für die alte Eiche, um die man einige Bänke gruppiert hatte. Er stellte sein Fahrrad dort ab und betrachtete den fünfhundertjährigen, enorm mächtigen Baum wie immer ganz aus der Nähe. Er spreizte seine Finger der rechten Hand und legte sie in die tiefen Schluchten der Rinde, welche er sanft streichelte. Er liebte dieses Gefühl der Festigkeit, Härte und Schärfe, das von der alten, aber noch lebendigen Rinde ausging. Der Baum hatte einen Durchmesser von ungefähr vier Metern. Nachdem Paul das abgeschätzt hatte, trat er noch näher heran, stieg auf die am Boden entblößten Wurzeln und schmiegte sich zwischen zwei Wülste, die viel weiter oben als mächtige Äste aus dem Stamm herauswuchsen.

Dabei dachte er eigentlich über nichts nach. Ob dieses Anschmiegen eine sexuelle Ersatzhandlung sein sollte oder ob er wieder »Kraft« aus dem Stamm zu

schöpfen gedachte – das wußte Paul nicht. Es war ihm jetzt auch egal. Er war, wie er so zwischen den Wülsten lehnte, völlig ruhig.

Dann stieg er auf sein Fahrrad und fuhr ohne weiteren Umweg zur Psychologin. Nur außerhalb des Parks, wo zwei Flußarme einen See bildeten, stieg er kurz ab, denn das gleißende Sonnenlicht flutete ihm mit aller Klarheit entgegen. Er ließ sich einen Moment aufwärmen und anstrahlen, dann fuhr er weiter.

6

»Wie geht es ihnen?« fragte die Psychologin, als Paul wie immer auf dem Sessel ihr gegenüber Platz genommen hatte. »Im Moment ganz gut, aber …« Weiter kam er nicht. Er spürte ein merkwürdiges Würgegefühl im Hals und Wässrigkeit in seinen Augen. Dieser Vorgang spiegelte sich im Gesichtsausdruck der Psychologin, der anscheinend nichts entgangen war.

Die Psychologin war Lehrstuhlinhaberin in einer entfernt gelegenen Universitätsstadt, die sie einmal in der Woche für mehrere Tage aufsuchte. Sie war schon etwas älter, aber die Emeritierung lag sicher noch über ein Jahrzehnt vor ihr. Trotzdem hatte sie die würdige Erscheinung einer hochgeachteten älteren Dame, der man sowohl Wissen als auch Erfahrung anmerkte. Nichts Menschliches schien ihr fremd. Stolz und elegant trug sie ihre grauen, halblangen Haare, die um ihr rundliches Gesicht auf die weiblich-fülligen Schultern fielen, welche von einem kleinen, etwas zu dicken Körper getragen waren. Ihre Erscheinung wirkte außerordentlich mütterlich auf Paul, der insbesondere von ihren stahlblau blitzenden, aber munteren und warmen Augen fasziniert war. Diese Augen, dachte Paul, hatten einen ähnlichen Hintergrund und einen ähnlichen Abgrund zu bieten wie diejenigen Friederikes, und das schien ihm das höchste Lob, das er zu vergeben hatte.

Ihre Hände waren klein und rundlich, im Schoß zusammengelegt ergaben sie eine kleine Kugel, welche geeignet war, die ganze Erscheinung der Psychologin bis zur Langeweile beruhigt erscheinen zu lassen. Das gesamte Leben dieser Frau wirkte auf Paul »abgerundet«, nur zwei Aufgaben schienen noch offen: Wie würde sie in den nächsten Jahren mit ihrem viel älteren Mann, der ebenfalls Psychologe war, zurechtkommen und würde ihr die Begleitung ihres erwachsenen Sohnes, der Jurist geworden war, genügend Erfüllung bieten? Paul war in beider Hinsicht zuversichtlich, wußte aber nichts Sicheres.

Paul überraschte es während der Sitzung, daß er so plötzlich in Ergriffenheit geraten war. Würgegefühle kamen in seinem Hals auf und Tränen mußten zurückgehalten werden. »Eigentlich geht es mir gut, sehr gut sogar«, sagte er. »Aber sobald ich das sage, bekomme ich große Angst, daß es mir in kürzester Zeit vielleicht nicht mehr so gut gehen wird.« Daraufhin fragte die Psychologin nach dem Inhalt seiner Angst, und Paul erklärte ihr, daß er ständig befürchten müsse, die Frau, die er seit einigen Wochen liebe, wieder zu verlieren.

Und er erzählte ihr seine ganze Geschichte mit Friederike: Die ersten Begegnungen im Café, wo sie zusammen mit Richard aufgetaucht war, dann die Höhepunkte in der Alten Weinstube und bei ihr zuhause, schließlich alle weiteren Begegnungen und Trennungen. Besonders dramatisch stellte er das letzte Telefongespräch mit ihr dar, in dem sie ihm, Paul, weitere Anrufe untersagt hatte. Allerdings hege er die Hoffnung, sie heute Abend wiederzusehen – aber irgendeine Sicherheit gebe es bei ihr nicht. Er frage nun sie, die Psychologin, ob er seiner Frau von diesem Verhältnis berichten könne, oder ob sie im Moment zu depressiv sei.

»Sie weiß schon alles«, antwortete die Psychologin lächelnd und mit triumphierenden Augen, »sie hat es selbst herausbekommen. Und zwar schon bei der Geburtstagsfeier von Richard, als Friederike Ihnen sehr nahe gekommen war. ›Zwischen den beiden ist etwas im Gange‹, hat sich Ihre Frau gedacht. Außerdem haben Sie sich seitdem so sehr verändert, daß es eigentlich jedem, der Sie kennt, auffallen muß.«

Paul war überrascht. Aber nicht deshalb, weil seine Frau bereits alles wußte, sondern über seine eigene Blauäugigkeit. Spürte er doch selbst, wie sehr er sich verändert hatte – und warum sollte seiner eigenen Frau, die ihn seit Jahrzehnten kannte, diese Veränderung an ihm nicht aufgefallen sein? Das mit seiner Frau hätte er sich eigentlich denken können. Warum es ihm nicht gleich klar geworden war, das wußte Paul nicht.

Die Psychologin führte in aller Ruhe aus, daß Barbara wegen Pauls Verliebtheit sogar froh sei, weil sie sich über seinen vorherigen Zustand schon Sorgen gemacht habe: Sie habe die ganze Zeit, seitdem sie ihren neuen Freund hatte, Schuldgefühle gegenüber Paul entwickelt. Nun aber wisse sie ihn besser aufgehoben und hoffe, daß sich zwischen Paul und Friederike eine länger dauernde, positive Beziehung anbahne.

Hier äußerte Paul große Zweifel. Er gab an, daß sie beide ihr Verhältnis nur wenig in der Öffentlichkeit zeigten, daß Friederike immer noch mit ihrem anderen Freund zusammen sei und Wert darauf lege, daß er nichts von der Sache mit Paul erfahre. Außerdem sei ihr wichtig, daß die Beziehung zu seiner Frau nicht weiter gestört werde. Dann erwähnte er noch einmal die ständigen Trennungen, das »Wir sehen uns nie wieder!«, was ihn fertigmache und ständig innerlich beschäftige.

Bei weiteren Nachfragen der Psychologin wurde Paul klar, daß er weder mit seiner Frau noch mit Friederike über die Beziehung, die sie jeweils zueinander hätten, spreche. Manchmal hatte Friederike zwar gefragt: »Was haben wir eigentlich miteinander? Eine Freundschaft, eine Liebschaft, eine Beziehung? Wohl keins von allem. Wir haben gar nichts miteinander.« Paul wollte damals nicht näher darauf eingehen, aus Angst, den gegenwärtig schon labilen Zustand ihres Zusammenseins zu zerstören. Aber die Einordnung ihres »Verhältnisses« wurde nie richtig geklärt.

Ein andermal hatte Friederike gefragt: »Würdest du mich heiraten?« Und Paul hatte geantwortet: »Ja, freilich würde ich dich heiraten. Ich liebe dich – mehr als alles auf der Welt.« Und so dachte er wirklich. »Wenn du willst, dann heiraten wir«, fügte er noch an, sie aber lächelte nur und schwieg. Dann sagte sie: »Ich heirate nie wieder. Das hat keinen Sinn. Da hab ich schon genug schlechte Erfahrungen damit gemacht.« Im weiteren erzählte sie viel von ihrer Ehe, wie sie in jungen Jahren zustande gekommen sei und woran sie geschei-

tert war. Sie seien in vielen Dingen verschiedener Meinung gewesen, was zum Beispiel das Verhältnis zum jeweiligen Elternhaus betraf. Man sei immer mehr getrennte Wege gegangen und habe sich schließlich auseinandergelebt.

Paul sprach also mit Friederike selten über die eigene Partnerschaft, über die Art ihrer – nicht vorhandenen – Beziehung. Er betonte nur immer wieder, daß er sie liebe und heiraten würde, wenn sie es wollte. Er hatte es aber aufgegeben, sie auf Widersprüche in ihren eigenen Aussagen aufmerksam zu machen, zum Beispiel, daß sie ihm vorgeworfen hatte, er würde nur mal mit ihr schlafen wollen und sie dann fallen lassen – andererseits sei sie doch diejenige, die ihm häufig den Ausspruch »Tschüß, wir sehen uns nie wieder!« an den Kopf warf, obwohl sie kurz vorher noch mit ihm geschlafen hatte.

Trotzdem stand seiner Meinung nach – und das erklärte er auch der Psychologin – der Vorwurf, er wolle sie nach dem Miteinander Schlafen, das er als »heilig« empfand, einfach fallenlassen – dieser Vorwurf stand für ihn übermächtig drohend im Raum. Das wollte Paul auf keinen Fall auf sich sitzen lassen. Er empfand speziell die erste Begegnung im Bett mit ihr als einen großen Augenblick seines Lebens und ein für allemal bindend. Daß Friederike das nicht so sah, war ihm von Anfang klar. »Das können wir jederzeit wiederholen« hatte sie ja gleich nach dem ersten Mal gesagt, als ginge es nur um die Wiederholung des Miteinander Schlafens und nicht um den Aufbau einer Beziehung zueinander.

»Nur wenn man einmal oder ein paarmal mit einem schläft, braucht man deshalb noch lange nicht für immer mit ihm zusammensein«, sagte sie vor einiger Zeit, als man im Café in größerer Runde über solche Partnerschaftsfragen diskutierte. Und Paul hatte das sehr wohl auf sich bezogen. Außerdem wußte er ja mittlerweile: Sie konnte keine Art von Bindung vertragen. Überhaupt alles, was absolut feststand, war ihr ein Greuel.

»Insofern ist vielleicht Friederikes Beziehung zu ihrem anderen Freund ideal«, sagte die Psychologin. »Sie besucht ihn an jedem Wochenende in der anderen Stadt, wohnt dort ein paar Tage mit ihren Kindern – und fährt wieder weg. Und er muß, als Geschäftsreisender, erneut unterwegs sein, kann sie höchstens ein- oder zweimal die Woche besuchen. Ansonsten ist sie ›ungebunden gebunden‹, kann sich sogar einen weiteren Freund in der Alten Stadt leisten.«

Paul fiel es wie Schuppen von den Augen. Die Psychologin hatte wohl das Wesen Friederikes vollkommen erkannt. Er selbst sah sich allerdings als einen Typ, der gewisse Bindungen und Stabilitäten braucht, wenigstens bisher. Wie sehr hatte er sich all die Jahre an seine Rituale geklammert, wohl hauptsächlich deshalb, um sich irgendwie abzulenken – aber wovon eigentlich?

»Von ihrer emotionalen Seite«, sagte die Psychologin. Und wieder erging es Paul, als könne er plötzlich vieles verstehen, während die Psychologin ihre Gedanken und Beobachtungen weiter ausführte. Sie erklärte ihm, daß all die letzten Jahre, in denen er sich sexuell-emotional von seiner Frau entfernt hatte, seine intellektuelle Seite total im Vordergrund gewesen sei: sein Schreiben, Fotografieren, Forschen und Recherchieren, seine ganze Zeitungs- und Bücherwelt. Seine »Erlebnisseite«, seine Emotionalität, habe in verschüttetem Zustand schlafen müssen und sei nur ein klein wenig durch seine Kreativität zum Tragen gekommen. Wie viele Stunden habe er doch in Buchhandlungen, Bibliotheken und Antiquariaten zugebracht! Wie sehr sei seine Arbeit über Kunst, Literatur und das Reisen dasjenige gewesen, was sein ganzes Denken bestimmt habe.

Friederike sei nun in ihrer widersprüchlichen, sehr emotional-weiblichen und direkten Art auf Paul zugegangen und habe – gerade durch ihre Widersprüche, ihre Reize, ihre Vorwürfe und Drohungen – die ganze Palette seiner Gefühlswelt zum Leben erweckt. Er habe

vorher, aller materiellen Sorgen ledig, ruhig vor sich hingeschrieben und den Erfolg in aller Ruhe genossen.

Jetzt sei er aus sich »herausgekitzelt« worden, empfinde eine große Liebe, das Hingezogensein zu einem anderen Menschen, aber auch Ängste, Enttäuschungen, dann wieder Hoffnung, Sehnsucht, fast Verzweiflung, das Gefühl, mißbraucht zu sein, Eifersucht, Zärtlichkeit, Gebundensein, Geborgenheit, Vertrauen, mal mehr, mal weniger Selbstbewußtsein, eine neue Zugehörigkeit, neue Interessen, neue Arten von Kreativität, Sensibilität, eigene Widersprüchlichkeit, auch Weinerlichkeit, Selbstmitleid, manchmal Selbstüberschätzung, Stolz, Neid, Geilheit, Ergriffensein, Verdammtsein, Betrübtheit, Traurigkeit, Heiterkeit, Melancholie – und so weiter und so weiter … eben alle Gefühle, die den emotionalen Teil seines Wesens ausmachten, den emotionalen Teil eines Menschen, der zu einer neuen Liebe gefunden hat.

Paul war überwältigt. Alles schien ihm absolut richtig. Die Psychologin hatte ihm treffsicher wichtige Seiten seines Wesens eröffnet, sein Herumirren mit sich selber wenigstens zum Teil beendet. Schließlich fügte sie noch hinzu: »Mit diesem Herauskitzeln Ihrer Emotionen hat sich Friederike auf jeden Fall große Verdienste um Sie erworben – egal, wie es nun weitergeht und wie ungerecht sie auch immer mit Ihnen umzugehen vorhat. Das Entdecken Ihrer emotionalen Seite bleibt Ihnen für Ihr Leben auf jeden Fall erhalten! Über den Charakter von Friederike diskutieren wir das nächste Mal. Übrigens warne ich Sie jetzt schon vor einem schweren Zusammenstoß mit ihr, der schon sehr bald kommen kann.«

Vor dem Hinausgehen wollte Paul noch etwas betonen, weil ihm das Ende der Beziehung mit Friederike durch die Rede der Psychologin auf grauenhafte Art vorweggenommen schien. »Ich werde sie immer lieben und niemals vergessen. Ich werde immer wieder versuchen, bei ihr zu sein. Und alle Versprechungen, die ich ihr gegeben habe, werde ich auf jeden Fall einhalten,

sei es das Heiratsversprechen oder etwas anderes. Ich werde zu allem stehen, was ich ihr jemals gesagt habe.«

Dabei erinnerte er sich daran, daß Friederike in einer Art melancholischem Vorblick einmal gesagt hatte: »Eines Tages werde ich dich anrufen, und du wirst nicht kommen. Vielleicht überhaupt nie mehr, unter irgend einem Vorwand.« – »Das wird niemals so sein«, hatte er geantwortet, »ich werde immer für dich da sein, weil ich dich liebe und immer lieben werde.«

Diese Gedanken äußerte er noch der Psychologin gegenüber und verließ dann gehorsam ihr Haus. Er hätte gern noch viel länger mit ihr geredet und glaubte, den Tag nicht erwarten zu können, an dem sie sich über den Charakter Friederikes auslassen würde. Aber er schämte sich, ihr gegenüber das zuzugeben.

Zuhause war er überrascht, daß der Nachmittag schon so weit vorgerückt war. Plötzlich klingelte das Telefon und Friederike war dran. »Kommst du?«, fragte sie nur, wie immer ohne sich vorzustellen oder andere Floskeln anzubringen. Entsprechend kurz willigte er ein und legte auf. Und so schnell er konnte raste er zu ihrer Wohnung, glücklich wie kein anderer Mensch seiner Meinung nach in diesem Augenblick sein konnte.

Den Brief, den er am Morgen in ihren Briefkasten geworfen hatte, erwähnte sie mit keinem Wort. Sie hielt es auch nicht für einen Widerspruch, daß er nicht bei ihr, sie aber sehr wohl bei ihm anrufen dürfe, obwohl sie annahm, daß seine Frau öfter bei ihm sei und daß der »Haussegen schief hängt«, wenn er ein Verhältnis mit einer anderen Frau beginnt. Andererseits hatte Paul Friederike schon mehrmals vergeblich klarzumachen versucht, daß seine Frau es nicht kritisieren könne, wenn er eine neue Liaison aufbaue – sie müsse ja ihr eigenes Gewissen entlasten. Die Psychologin hatte das bestätigt. Aber Friederike war das einfach nicht verständlich zu machen. Es schien Paul fast so, daß sich Friederike *gerne* in die Vorstellung hineinsteigere, Barbara – Pauls Frau – sei traurig über Pauls Beziehung zu

Friederike. Irgendwo mochte sie damit sogar recht haben, dachte Paul, wollte aber nicht weiter in seinen Gedanken darauf eingehen.

Widersprüche über Widersprüche. Friederike hatte ebenfalls einen anderen Freund – und an diesem Nachmittag schlief sie wiederum mit Paul. Sie rief bei ihm an – aber er durfte nicht bei ihr anrufen. Sie überfiel ihn manchmal regelrecht mit ihren Liebkosungen, regte sich aber auf, wenn er – wie im Café an ihrem Busen – entsprechend reagierte.

Er gab es auf, die Widersprüche klären zu wollen; halfen sie ihm doch, nach seinen neuesten Erkenntnissen, seinen »emotionalen Bereich« zu erschließen. Von seinem Besuch bei der Psychologin und den Gesprächen mit ihr erzählte er Friederike nichts. Wie dieses mangelnde Vertrauen mit seiner so unendlichen Liebe vereinbar war, wollte sich Paul nicht erklären. Das Problem als solches entging ihm jedoch nicht.

Meistens wollte Friederike nicht, daß ihr häufiges und enges Zusammensein mit Paul bekannt würde. Nachdem sie aber an diesem Nachmittag miteinander geschlafen hatten, wollte sie unbedingt mit ihm in ein Restaurant gehen, das auch als Café und Kneipe zu besuchen war. Es befand sich im Erdgeschoß eines alten Barockhauses an einem Straßeneck, zum Teil modern, zum Teil im Stil der 1920er Jahre eingerichtet. Paul ging dort gerne in Begleitung hinein, für sich allein hätte er die schwarze Färbung der Tische, Stühle und Wandtäfelung zu deprimierend empfunden.

Auf dem Weg zu dieser Restaurant-Kneipe zog Friederike Paul mehrmals zu sich heran, küßte und streichelte ihn in aller Öffentlichkeit. Paul machte widerspruchslos mit, ergriff aber nie die Initiative, was Friederike möglicherweise noch mehr reizte. Paul war sich nicht eindeutig klar darüber, ob er seine »nicht vorhandene Beziehung« mit Friederike jetzt schon in aller Öffentlichkeit zur Schau stellen wollte. Er zögerte. Mußte er doch damit rechnen, ganz plötzlich von ihr verlassen zu werden. Außerdem schien sie keineswegs

mit ihrem Freund Schluß gemacht zu haben. Sie erzählte sogar ab und zu von den erst kurz zurückliegenden Begegnungen mit ihm. Außerdem durften ihre Kinder ja nicht wissen, daß sie in irgendeiner Weise mit Paul zusammen war.

Sie trank im Kneipen-Restaurant zwei Gläser Bier, und Paul hielt mit. Das Bier stieg ihm zu Kopf, er wurde immer ausgelassener, wohingegen ihr keinerlei Veränderung anzumerken war. Paul fand sie in ihrer Verhaltensweise genauso spontan wie immer. Worüber sie gesprochen hatten, daran konnte sich Paul nicht mehr erinnern. Er wußte später nur noch, daß es ein sehr intensives Gespräch war, das ihn immer wieder veranlaßte, Friederike lange Zeit tief in die Augen zu blicken. Sie lächelte manchmal charmant, manchmal sprach sie ganz ernst. Überhaupt führte sie fast die ganze Zeit das Wort und unterbrach ihn sogar, wenn er zu einer längeren Erwiderung ausholen wollte. In ihren Reden wurde sie sehr seelenvoll – auch bei den belanglosesten Anmerkungen ergriff sie seine Hand, blickte ihm tief in die Augen, sprach leise und wohlformuliert.

Davon war Paul sehr berückt. Er weidete sich an ihrer Ausstrahlung und der Magie, die seiner Empfindung nach von ihr ausging. Statt viel zu antworten, ging er dazu über, entweder ihre Hand oder ihren Mund zu küssen. Zwischendurch wies sie ihn zurecht und sagte: »Laß das!« Dann küßte sie ihn selbst lange und seelenvoll, so daß die Gäste des Lokals aufmerksam wurden. Plötzlich sagte sie: »Ich muß jetzt endlich gehen. Hast du nicht auch noch einiges zu tun?« Er bestätigte das, um nicht widersprechen zu müssen, um die fein ausbalancierte Stimmung zwischen ihnen beiden nicht zu stören, wie er meinte.

Schnell nach ihrem »Befehl« waren sie draußen vor dem Lokal, wo sie sich von ihm plötzlich verabschieden wollte. Sie nahm seinen Kopf in ihre beiden Hände, die in diesem Augenblick außergewöhnlich kräftig auf Paul wirkten. Dann küßten sie sich besonders lange, wobei sie seine Zunge zunehmend mit ihren Zäh-

nen bearbeitete. Mit einem Mal biß sie kräftig zu. Da konnte Paul nicht mehr weitermachen. Er warf seinen Kopf zur Seite, krümmte sich vor Schmerz und sagte, die Hand gegen seine Lippen drückend: »Das hat aber weh getan!« – »Das soll auch wehtun!« warf sie augenblicklich zurück und blieb noch einen Moment stehen. Paul sah Friederike an. Er hatte Tränen in den Augen, vor Schmerz, sagte aber nichts. Allzu schockiert war er von ihrem Gesichtsausdruck und vor allem von ihren Augen. So hatte er sie noch nie gesehen: Es fehlte ihnen völlig jeder Hintergrund. Sie waren leer und ausdruckslos, wie vor einer Wand aufgehängt.

»Das soll auch wehtun«. Warum? Paul ahnte, daß er die Antwort nie herausbekommen würde. Nach diesem ihrem Augen-Blick war sie sehr schnell verschwunden. Paul war wütend. Mehrmals, beim Weitergehen, trieben ihm die Wut und der Schmerz auf der Zunge die Tränen in die Augen. Er schluckte und verspürte einen leichten Blutgeschmack. Beim Lecken an einem Taschentuch fand er Speichel, mit etwas Blut vermischt. Die Zunge mußte ruhig bleiben und gekühlt werden. Deshalb sog er durch den geöffneten Mund kühle Luft ein, wobei er das Gefühl hatte, daß sogar die wenigen Regentropfen, die seine Zunge erreichten, der Wunde gut taten.

›Du mußt dich beruhigen‹, dachte Paul, ›so schlimm war's auch wieder nicht!‹ Schnell nahm er ein Taxi und fuhr nach Hause. Dort trank er einen halben Liter kalte Milch, die er bei jedem Schluck längere Zeit auf der Zunge herumschob. Das tat sehr gut. Die Wut auf Friederike war schnell verflogen. Er bereute es sofort, wütend gewesen zu sein und ließ die schönen Augenblicke ihres Zusammenseins genußvoll durch seine Gedanken streifen. Sehr gerne hätte er sie gleich wieder gesehen. Aber er wollte nicht aufdringlich sein.

Schon nach kurzer Zeit war der Hauptschmerz verflogen, aber noch in den folgenden Tagen spürte er die Stelle auf seiner Zunge. Beim Reden, zum Beispiel mit seiner Frau, fühlte er sich leicht behindert. Er hätte es

aber übertrieben gefunden, deswegen zum Arzt zu gehen. Vor allem: Was sollte er als Grund für die Verletzung angeben? Das wäre Paul zu peinlich gewesen.

Leider rief sie nicht mehr an. Auch in der Redaktion, die Paul nur deshalb besuchte, um ihr dort vielleicht ein weiteres Mal zu begegnen, fand er keine Spur von ihr. Schon am nächsten Tag, und verstärkt am darauf folgenden, litt Paul mehr unter der Sehnsucht nach ihr als unter der immer noch schmerzenden Stelle auf seiner Zunge. Er hoffte nur, daß Friederike sich nicht aus Scham über ihren »Fehler« zurückgezogen habe.

Aber es kam auch diesmal alles ganz anders. Sie rief plötzlich an einem Nachmittag an und dirigierte ihn zu ihrer Haustür. Da sollte er in wenigen Minuten auf sie warten. Wie der Blitz raste Paul an die vereinbarte Stelle, wo allerdings nichts von ihr zu sehen war. Er klingelte und die Tür öffnete sich automatisch. Als er oben eingetreten war, stand sie bereits im Garderoben-Vorraum und überfiel ihn mit ihren Küssen. Gerade bei diesen Bewegungen tat seine Zunge wieder etwas weh, er nahm darauf aber keinerlei Rücksicht. Sein Glied wurde steif, sie spürte es und griff mit der Hand nach ihm. »So kann ich dich ja gar nicht gehen lassen«, sagte sie und zog ihn ins Schlafzimmer.

Paul fühlte sich schön überwältigt und schlief ausnehmend genußvoll mit ihr. Danach war sie schnell aufgestanden und angezogen. Sie sagte diesmal nichts Abweisendes wie sonst, wenn sie miteinander geschlafen hatten, aber sie war sichtlich traurig. »Komm, wir gehen was essen«, sagte sie kleinlaut und bereitete sich aufs Weggehen vor.

Als sie draußen waren, folgte ihr Paul über die Straße, und schon waren sie am Eingang zu einer Pizzeria, die Paul vorher noch nie aufgefallen war. Zur Straße hin verschwand deren Werbeschild nämlich im Wust der anderen, unzähligen Reklamen, und die Restauranträume selbst lagen in einem Hinterhof, den man durch eine tunnelartige Passage erreichte. Das Rekla-

meschild für die Pizzeria stellte eine überdimensionale Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger dar, der auf den Durchgangsbogen zum Hinterhof deutete.

Paul war von den Räumlichkeiten völlig überrascht. Sie waren bei weitem nicht so hinterhofartig, wie er es sich vorgestellt hatte: Die sehr hohen, saalartigen Speisezimmer, die rötliche Färbung der Wände, die einfache, aber geschmackvolle Einrichtung und der typische Steinfußboden – all das erinnerte ihn an italienische Restaurants, insbesondere an eines, das er in Rom in der Nähe der Piazza Navona oft besucht hatte.

Friederike und Paul ließen sich an einem Tisch im Hintergrund nieder, so daß sie einander gegenübersaßen und sich in die Augen blicken konnten. Ein langes, sehr intensives Gespräch begann. Worüber sie redeten, daran konnte sich Paul nicht mehr erinnern. Aber was während des Gesprächs *geschah*, das prägte sich unauslöschlich in Pauls Gedächtnis ein, und es bewegte ihn so, daß er nie wieder an dem Lokal vorbeigehen konnte, ohne sich zumindest für wenige Sekunden in den damaligen Aufenthalt zurückzuversetzen.

Sie sprach leise und, wie Paul meinte, in einem magischen Ton. Sie blickte ihm dabei ständig in die Augen. Auf diese Weise fühlte er sich gebannt, aber nicht statisch, sondern in Bewegung versetzt – eine Bewegung, oder eher eine ziehende Kraft war spürbar, die seine Konzentration zu ihr hinüberzog. Merkwürdigerweise glaubte er, durch seine Nase gleichsam aus seinem Körper herausgezogen zu werden, als würden ihre Hände ganz langsam sein Herz, seine Eingeweide und seine Gehirnwindungen aus ihm herausziehen, vergleichbar mit einem Wollfaden, den man vom Knäuel abrollt und auf die gespreizten Finger eines Gegenübers aufdröselt.

Sie erzählte, so glaubte er sich zu erinnern, einmal mehr von ihrer Jugend, ihren Vorfahren und Verwandten. Er lauschte der Geschichte ihrer Jugend in dem Dorf, das sie kürzlich vom Berg aus im Flußtal gesehen hatten, vom Umzug in die Alte Stadt, in der sie immer

noch lebte, von den Wochenendaufenthalten in einer biedermeierlich-bäuerlichen Kleinstadt, der ihr Vater, als Kind einer Brauerei- und Gastwirtsfamilie, entstammte.

Zwischendurch wollte sie auch von ihm etwas hören, aber er gab nur kurze Antworten, als er merkte, daß sie kaum zuhörte. Sie richtete zwar einzelne Nachfragen an ihn, aber die nötigen Antworten waren Paul peinlich. Er wollte nicht seine Familie mit ihren »großartigen« Verbindungen und Beziehungen der ihrigen gegenüberstellen. Trotzdem rutschte ihm heraus, daß sein Onkel mit einem Kardinal befreundet war, daß große Regisseure, Schauspieler und Schriftsteller in seiner Familie verkehrten, daß sein Vater mit mehreren hohen Ministerialbeamten in Kontakt stand, die in seiner Kindheit gönnerhaft die Hausaufgaben des kleinen Paul inspiziert hatten. Durch Nachfragen mußte Paul zugeben, daß seine Mutter zeitlebens mit einem Bischof in einer nahegelegenen Domstadt befreundet war.

Nachdem er Friederike von diesen Geschichten vorgeschwärmt hatte, kam das Essen. Während des Speisens redeten sie kaum miteinander, Friederike sah Paul nur manchmal milde lächelnd an. Wie eine Mutter, dachte Paul, die gern zusieht, wenn es ihrem Sohn schmeckt. Als alles abserviert war und die Flasche Wein zur Neige ging, ergriff Friederike mit ihren beiden Händen die rechte Hand Pauls und begann leise, auf ihre magische Art, das eine oder andere Wort an ihn zu richten. Paul würde alles auf der Welt darum geben, wenn er sich erinnern könnte, was sie damals zu ihm gesagt hatte. Aber er hatte es einfach vergessen. Jedenfalls wurde ihre Art beim Reden immer gefühlvoller, »herausziehender« und rührseliger. Wahrscheinlich sagte sie auch, daß sie sich gut vorstellen könne, mit ihm zusammen zu sein. Jedenfalls kamen ihr nach einiger Zeit die Tränen. Paul glaubte sich nun besonders taktvoll benehmen zu müssen. Auf keinen Fall wollte er aufgeregt wirken, groß um sie besorgt sein und per-

manent nachfragen, warum sie denn weinen müsse. Es schien ihm, als sei ihr irgendetwas eingefallen, was diese Art Trauer in ihr hervorrufe.

Doch das war ein schwerer Fehler Pauls, wie sich später herausstellen sollte. Im Rückblick wurde ihm klar, daß dieses sein Schweigen in der Pizzeria – nach der Tatsache seines Zögerns – sein zweiter großer Fehler gewesen sei, den er in der Beziehung mit Friederike gemacht hatte. Freilich folgten weitere, weit größere Fehler, die alles an den Rand des Ruins brachten; aber vieles wäre womöglich anders gekommen, dachte sich Paul später, wenn ich damals in der Pizzeria nicht geschwiegen, sondern nachgefragt hätte, warum sie weine. Diese Frage hätte seine echte Anteilnahme bekundet.

Sie weinte, stand dann auf und ging heim. Paul ging rätselnd seines Weges. Viel später, nach seinen weiteren, größeren Fehlern Friederike gegenüber, fragte er sie einmal ganz direkt, warum sie damals, in der Pizzeria, geweint habe. Sie gab zur Antwort, es sei deshalb gewesen, weil sie ganz an sein Innerstes habe herankommen wollen; er aber sei nicht zugänglich gewesen. Er habe sich »zugemacht«.

Diese Antwort erschütterte Paul aufs Tiefste. Er sah plötzlich Verbindungslinien, die von seinem Schweigen zu den weiteren Fehlern führten, die er begangen hatte; denn nach dem Besuch in der Pizzeria eskalierten die Ereignisse zwischen ihm und Friederike immer mehr.

7

Am kommenden wochenende war Friederike wieder einmal nicht da. Sie fuhr, wie so oft, am Freitag in die nördlich gelegene Kleinstadt, zu ihrem Freund, den sie als »Lebenspartner« oder manchmal auch als ihren Mann bezeichnete. Ihre Wegfahrt hatte sie Paul nicht angekündigt. Er schloß es aber aus den Tatsachen, daß sie nicht anrief, daß ihr Auto nicht da war und daß er sie nirgendwo finden konnte. Den ganzen Freitag Nachmittag war er durch die verschiedenen Cafés und Kneipen geirrt, in denen sie sich aufzuhalten pflegten.

Über ihre Wegfahrt war Paul sehr traurig. Er mußte sich natürlich eingestehen, daß er von der Existenz dieses Freundes von Anfang an gewußt hatte. Trotzdem war er eifersüchtig und traurig darüber, daß sie ihn besuchte. Er wollte es einfach nicht verstehen. Wie gelähmt verbrachte er die folgenden Tage. Immer wieder lief er in der Stadt herum, wie auf der Suche nach ihr. Er konnte überhaupt nichts Kreatives zu Wege bringen, nichts arbeiten oder auch nur irgendetwas einkaufen. Er sprach kaum nicht mit seiner Frau, worüber er ein weiteres Mal traurig wurde. Sie war zwar ebenfalls nicht da, er hätte sie aber zumindest einmal anrufen können. Paul trieb sich nur in den Cafés und in der Alten Weinstube herum, las Zeitungen oder führte belanglose Gespräche. Die vergehende Zeit erschien ihm tot – wußte er doch nicht, daß es die letzten ruhigen Momente vor dem Lebensabschnitt waren, in dem sich die Ereignisse überstürzen sollten.

Den Sonntagabend sehnte er während des ganzen Wochenendes herbei, denn da mußte sie ja wiederkommen: Am Montagvormittag hatte sie in der Schule anzutreten. Paul blieb am Sonntag zuhause, um ihren möglichen Anruf sofort entgegennehmen zu können und von zuhause aus optimal manövrierfähig zu sein.

Als es am Nachmittag an seiner Haustür klingelte, war Paul überrascht. Das Rätsel löste sich allzu plump: Sein Bruder meldete sich an der Türsprechanlage. Ent-

täuscht drückte Paul den Öffner, begrüßte jedoch den Bruder und dessen Frau liebenswürdig. Sie sind wahrscheinlich gekommen, um deine Stimmung und deine sämtlichen Verhältnisse zu kontrollieren, dachte Paul. Sicher ahnten sie, daß etwas mit seiner Ehe nicht stimmte; denn Barbara war in letzter Zeit gegenüber der Familie überhaupt nicht mehr aufgetreten. Nun wurde als der ältere Bruder abgesandt, um in die Verhältnisse Pauls hineinzuschnuppern.

Da merkte Paul, daß er sich lange nicht mehr bei seinen Geschwistern – sechs an der Zahl – gemeldet hatte. Auch um seinen Vater hatte er sich überhaupt nicht mehr bemüht. Sonst war er regelmäßig bei ihm zu Besuch, brachte ein neues, selbst geschriebenes Buch oder einen Artikel mit und erzählte ihm alles mögliche. Sein Bruder deutete an diesem Sonntag seine Verwunderung darüber an, daß »man« von Paul schon längere Zeit nichts mehr gehört oder gelesen habe. Paul ging nicht näher darauf ein und zeigte zur Ablenkung seine große Freude über den heutigen Besuch. Besonders erfreut zeigte er sich über das Erscheinen seiner Nichte, die ebenfalls den Namen Friederike trug und am selben Tag wie Paul, wenn auch Jahrzehnte später, geboren worden war.

Sie war erst fünfzehn und mit der Geliebten Pauls in keiner Weise zu vergleichen. Sie befand sich mitten in der Pubertät, erschien deswegen etwas breiter im Körperbau und vor allem beim Sprechen viel ungenauer als die Geliebte Pauls. In dieser Hinsicht schlug sie sehr nach ihren Eltern, die ebenfalls mehr nuschelten und von Natur aus breiter gebaut waren. Die Hände seiner Nichte waren noch weich und unförmig. Der Bruder Pauls arbeitete in einer Bank und erkundigte sich regelmäßig nach dem Aktienbesitz Pauls; denn die Familie hatte aus Tradition einen beachtlichen Prozentanteil an einer Bank, den Paul nur zum Teil verspekulieren durfte. Doch Paul ließ das Erbe vollständig ruhen und genoß die Dividende. Im vergangenen Jahr hatte er allerdings mit einem Brief an den Aufsichtsrat

Aufsehen erregt, als er einen Bericht über die Umwelt-, Kultur- und Sozialpolitik der Bankgesellschaft anforderte.

Die Frau seines Bruders versorgte den Haushalt und die insgesamt drei Kinder. Beide bewegten sich etwas tappsig und ungeschickt in Pauls Wohnung, andererseits wollten sie ganz souverän und selbstverständlich herumlaufen. Sie steigerten sich dadurch in das Gefühl hinein, in der Wohnung Pauls wären sie wie zuhause.

Sie hatten Kuchen mitgebracht, den sie mit einer Tasse Kaffee bei Paul zu verzehren gedachten. Also setzte Paul Kaffee auf und unterhielt sich mit seinen Verwandten. Hauptthema war der im Pflegeheim der Alten Stadt befindliche Vater von Paul, den sein Bruder besucht hatte. Er war von mehreren Schlaganfällen getroffen worden und konnte kaum noch aufstehen. Seine linke Hand war gelähmt und mit der Zeit kalt und steif geworden. Paul erinnerte sich bei dieser Gelegenheit, daß auch Friederikes Vater einen Schlaganfall erlitten hatte, und daß auch ihre Mutter – wie die von Paul – frühzeitig verstorben war. Diese Parallelen begründeten nach der Ansicht Pauls eine Art Schicksalsgemeinschaft zwischen ihm und Friederike, später fand er diese Meinung übertrieben.

Die Kaffeerunde empfand Paul als langweilig und insgeheim schwor er sich, daß er sofort verschwinden würde, falls Friederike sich meldete. Aber dazu kam es nicht. Die Frau seines Bruders erzählte von früheren Zeiten, unter anderem von ihren ersten Besuchen im Haus der Familie ihres Mannes, zu der ja auch Paul gehörte. Sie erzählte – und das ließ Paul aufhorchen –, daß bei Tisch in der insgesamt neunköpfigen Familie sehr viel geredet worden sei: Alle hätten gleichzeitig das Wort ergriffen und sich durchsetzen wollen, außerdem wurde während des Sprechens mit den ausgestreckten Fingern plötzlich auf einen Teil des Tisches gedeutet, was soviel heißen sollte wie: »Reich mir doch bitte mal die Marmelade!« In dieser Massenoper mit Herumgeschrei und Herumdeuterei habe sich seine

Schwägerin nie zurechtgefunden. Sie habe sich nur aufs äußerste gewundert, sagte sie.

Im Rückblick fanden das alle sehr lustig. In Wirklichkeit, so dachte Paul heute, sind viele seiner Geschwister wohl an dieser Massenkommunikation mit Mündern und Händen gescheitert; insbesondere seine kleine Schwester, die eine größere Ähnlichkeit mit Friederike aufweist, hat einige Beschädigungen aus dieser Kindheit davongetragen und leidet heute noch unter einem extremen, unheilbaren Stottern.

Als die Gesellschaft gegangen war, versank die Wohnung Pauls in die alte, von ihm nunmehr so empfundene Ödnis. Er wußte überhaupt nicht mehr, was er tun sollte. Er konnte nur warten. Es war schon längst dunkel geworden, als seine Frau mit ihrem Schlüssel die Haustür aufschloß. Paul war direkt erfreut über ihr Eintreffen, worüber er sich selbst wunderte. Nun merkte er, daß er sie auf eine besondere Weise immer noch lieb hatte. Es war freilich eine ruhigere, nicht so aufregende Art der Liebe, wie er sie bei Friederike empfand und die nun nicht mehr missen mochte.

Paul unterhielt sich gut mit Barbara. Sie hörte geduldig zu – und das konnte sie weit besser als Friederike, die Paul stets bei der erstbesten Gelegenheit unterbrach. Barbaras Augen waren etwas müde, bildeten aber einen Zugang zu ihrem hellwachen Verstand, der allerdings von einem schwankenden Selbstbewußtsein geprägt war, vermutete Paul. Heute hatte Paul das Gefühl, daß sich Barbaras Selbstbewußtsein gefestigt hatte, was sicher auf ihre neue Beziehung zurückzuführen war. Paul war ernsthaft erleichtert darüber, daß Barbara sich anscheinend mit der Zeit besser fühlte.

Er sprach mit ihr über seinen Besuch bei der Psychologin und erklärte, was er über Barbaras Kenntnisstand bezüglich seiner »Affäre« vernommen habe. Barbara lächelte wohlwollend, was Paul als großartig empfand. Ihm wurde klar, was für eine großartige Frau ihm da gegenübersaß.

Freilich hatte Paul bereits in ihrer gemeinsamen

Zeit diesen Charakterzug bei seiner Frau bemerkt, aber erst jetzt glaubte er ihn richtig schätzen zu lernen. Ihr wahrer Charakter war früher in ihrer Zaghaftigkeit und in ihrem mangelnden Selbstbewußtsein untergegangen. Ihre durchaus vorhandene Eigenständigkeit war Paul allzu oft als eine Art Trotz ihm gegenüber vorgekommen. Aber daran war wohl er selbst schuld, dachte er im Rückblick. Wegen der gefestigten Beziehung zu ihrem Freund und seiner neu entdeckten Liebe zu Friederike erschien ihm ein Rückweg zu Barbara leider ausgeschlossen.

Paul und Barbara unterhielten sich so gut, daß er sich fast gestört fühlte, als plötzlich das Telefon klingelte. Er hob ab und meldete sich. Als Antwort kam nur die Frage Friederikes: »Wo bist du?« – »Daheim«, antwortete Paul. »Kommst du ins Palais-Café?«, fragte sie, und als Paul mit »Ja« geantwortet hatte, war das Gespräch sofort beendet.

Nun kam er sich gegenüber Barbara schäbig und armselig vor, weil er wegen Friederike das gute Gespräch glaubte abbrechen zu müssen. Sie tat verständnisvoll, aber er ahnte, daß sie ein wenig verletzt war. Für dieses schnelle Aufbrechen, dachte sich Paul, bist nur du selbst verantwortlich. Auch Friederike konnte ja nicht wissen, daß er im Moment in ein wichtiges Gespräch mit seiner Frau vertieft sei. Sie würde sicher Verständnis gehabt haben, wenn er um einen gewissen Aufschub gebeten hätte.

Später ärgerte er sich noch mehr über sich selbst und seinen schnellen Aufbruch, als er bemerkte, daß Friederike im Palais-Café nicht allein war. Ihre Freundin Kerstin saß mit am Tisch. Paul wurde von beiden nur nebenbei begrüßt. Sie unterhielten sich über belanglose Dinge. Vielleicht merkten sie auch, daß Paul sich nicht besonders wohl fühlte, denn sie verabschiedeten sich bald und bedeuteten ihm, daß sie noch zusammen, ohne Paul, weiterziehen wollten. Paul ging enttäuscht zu seinem Fahrrad, mit dem er möglichst schnell hatte kommen wollen, und begann es aufzu-

schließen. Aus einiger Entfernung rief ihm Friederike plötzlich zu: »Tschüß, und laß mich in Ruh!«

Paul war wie versteinert. Lang und völlig verständnislos blickte er den beiden sich entfernenden Frauen nach. »Aber ich laß dich doch in Ruh«, stammelte er vor sich hin, so leise, daß es nicht einmal jemand direkt neben ihm hätte hören können. Jetzt ist alles aus, dachte Paul, und die Sehnsucht nach Barbara stieg in ihm auf. Er dachte an das schöne Gespräch heute abend, an das stilvoll von ihr eingerichtete gemeinsame Wohnzimmer und an die »Normalität«, die er bei Barbara erwarten konnte.

Paul bekam eine Wut auf die Unberechenbarkeit Friederikes. »So kann man mit einem Menschen nicht umgehen!« sagte er immer wieder vor sich hin, während er das Fahrrad langsam heim schob, und seine Wut beschleunigte zwischenzeitlich seinen Gang. Gleichzeitig wurde er wehmütig, Sehnsucht nach der Vereinigung mit Friederike überfiel ihn wechselweise und er mochte nicht glauben, daß alles vorbei sei.

So schritt er denn zwischen Lähmung und Anfeuerung, zwischen Wut und zurückkehrender Hoffnung mit dem Fahrrad nach Hause. Das Fahren erschien ihm nicht möglich, so sehr war ihm die Luft geraubt worden, so sehr zitterte er.

Es war sehr dunkel vor der Garage, in die er sein Fahrrad einsperren wollte. Er schloß das Tor auf und stellte das Rad am erstbesten Platz ab. Plötzlich klingelte sein Handy. Er hob ab und Friederike meldete sich. »Bist du jetzt sauer?« fragte sie scheinheilig. Nachdem er, zwischen Schock und Freude, zwischen Wut und Glück, zwischen Trauer und unendlicher Sehnsucht schwankend, diese Frage bejaht hatte, begann sie sich ehrlich zu entschuldigen. Pauls Welt fing an zu rasen. Ein Schwall der Freude und des Glücks übermannte ihn. Aber er war völlig still. Gebannt von ihren Worten.

Sie sagte: »Laß dir was vorlesen. Kennst du den Cyrano de Bergerac?« Ohne seine Antwort abzuwarten,

begann sie vorzulesen, mit schneller, hin- und herspringender Stimme, welche die Gesprächspartner des Theaterstücks in ihrer Liebesszene darstellen sollte. Manchmal verhaspelte sie sich, so daß sich Paul einmal mehr an das Stottern seiner kleineren Schwester erinnert fühlte. Nun war Paul wieder wahrhaft daheim. Er schwamm in allen Seligkeiten des Glücks. Die noch vor kurzem niederwerfenden Zweifel und Ängste waren verflogen – wie dumm seid ihr! dachte er sich und wollte es ausschreien in die schwarze Nacht.

Da sah er, während sie vorlas, während sie raunte und schmunzelte, elegant, ironisch, zärtlich oder gewitzt, je nachdem, wie es das Stück verlangte – er sah in die Sterne, die ihm scheinbar zuwinkten und ihn beglückwünschten. »Nun ist alles gut, nun ist alles gut«, stammelte er halb oder dachte es sich nur, um etwas Balsam auf seine Seele zu streichen. »Was sagst du?« unterbrach sie sich. »Ach nichts, lies bitte, bitte weiter. Es ist so wunderschön hier draußen unter den Sternen, vor meiner Garage«, antwortete er romantisch, so daß sie lachte und noch ein wenig weiterlas.

Das Telefongespräch dauerte noch lange, aber von dem »Laß mich in Ruh!« war keinerlei Rede mehr. Schließlich sagte sie einfach »Tschüß!« und legte auf. Paul begab sich in seine Wohnung, wo seine Frau sich bereits zum Schlafen niedergelegt hatte. Auch er legte sich ins Bett, nicht ohne vorher das Telefon griffbereit auf seinem Nachttisch plaziert zu haben. Dann schlief er alsbald glückselig ein.

Er dachte freilich nicht daran, welche Zusammenbrüche alsbald auf ihn zukommen würden. In dieser Nacht war er so glücklich, daß er glaubte, es würde ihm nichts ausmachen, Friederike einmal ein paar Tage nicht zu sehen. Und tatsächlich hörte er in den nächsten Tagen nichts von ihr. Aber es ging ihm anders, als er gedacht hatte: Er wurde zusehends deprimierter. Unfähig zu arbeiten oder seinen Haushalt angemessen weiterzuführen, dachte er fortwährend über seine Erlebnisse mit Friederike nach. Immer größere Wut stieg

in ihm auf. Er erinnerte sich wieder an ihre Bisse in seine Zunge, an ihre groben Zurückweisungen und die Abbrüche aller Art, die er jedesmal nicht anders als ernst nehmen konnte.

Am kommenden Wochenende steigerte sich Pauls Depression fast bis zur Verzweiflung. Übertriebenes Rauchen und Alkoholkonsum taten das Ihrige, um alle Gedanken und Bilder in seinem Innern in Ausweglosigkeit enden zu lassen. Am Samstagnachmittag klingelte das Telefon. »Was machst du grade?« lautete die unvorbereitete Frage Friederikes, nachdem Paul sich gemeldet hatte. »Ich versuche zu arbeiten«, gab Paul wahrheitsgetreu zurück. »Und ich denke fortwährend an dich und sehne mich nach dir«, fügte er hinzu, was sie wohlwollend aufnahm.

Mit einem Mal waren schon wieder alle negativen Gedanken Pauls weggeblasen, sein Thema am Telefon war nur noch das schöne Zusammensein mit ihr. Nachdem sie gesagt hatte, daß sie ebenfalls arbeiten müsse, war das Gespräch schnell beendet und Paul atmete Seligkeit, weil er den Kontakt wieder aufgenommen hatte – ohne eine konkrete Perspektive vorweisen zu können.

Eine Viertelstunde später rief sie noch einmal an. »Ich kann auch nicht mehr weiterarbeiten vor Sehnsucht«, sagte sie, und Pauls Gedanken begannen zu rasen vor Freude. Sie vereinbarten ein Treffen im Palais-Café. Paul war diesmal sogar später dort als Friederike, die völlig ruhig dasaß und Zeitungen durchblätterte. Paul stürzte sich nicht auf sie, um sie zu küssen; er hatte – wohl zu Recht – das Gefühl, es sei im Moment nicht opportun, sie zu berühren. Still setzte er sich daneben und schaute ihr eine Zeitlang ruhig zu. Sie sagte: »Man muß auch mal längere Zeit zusammen schweigen können. Das tut uns beiden gut.« Paul erinnerte sich daran, daß sie das früher schon öfter gesagt hatte. Also ließ er sich darauf ein und nahm die Wochenendausgabe einer großen Zeitung, um sich dem Literaturteil zu widmen.

Er fand einen überaus interessanten Artikel, der für einige Augenblicke die ganze Welt um ihn herum versinken ließ. Auch die Gegenwart Friederikes verlor für Momente ihre Ausstrahlung auf ihn. Nachdem er den Artikel gelesen hatte, holte er von der Theke eine Schere und schnitt ihn aus. Dabei bemerkte er, wie liebevoll und aufmerksam Friederike inzwischen seine Tätigkeit des Markierens und Ausschneidens beobachtet hatte. Strahlend lächelte sie ihn an, sie war direkt gerührt davon, wie er fachmännisch und von häufiger Übung geprägt die entscheidenden Stellen anstrich und mit geschickten Händen die Schere führte, um den etwas kompliziert auf der Seite abgedruckten Artikel auszuschneiden.

Als er damit fertig war, zog sie ihn zu sich heran und küßte ihn lange. Am Ende des Kusses fühlte er schon wieder seine Zunge recht hart zwischen ihre Zähne genommen. Aber er reagierte nicht, sondern versuchte nur zu genießen.

Und der Genuß wurde fortgesetzt. Er endete wieder einmal in ihrer Wohnung, in ihrem Bett. Sie warfen sich schnell darauf, nachdem sie sich ausgezogen hatten, und Paul begann wie so oft, zärtlich ihre Schamlippen mit seiner Zunge zu liebkosen. Sie nahm seinen Penis in den Mund und hielt ihn mit der rechten Hand fest umklammert. Plötzlich spürte Paul einen starken Schmerz an seiner Eichel: Sie hatte zugebissen.

Er versuchte weiterzumachen. Aber irgendwie war das Ganze unterbrochen. Schnell drehte sich Paul um und legte sich Kopf an Kopf neben Friederike, sie zärtlich auf ihre Wangen küssend. Das tat er, trotz seines Schmerzes. Warum er nichts darüber sagte, wußte er nicht. Er wollte den Schmerz nicht dramatisieren, sie sollte nicht denken, daß sie ihm wehgetan hätte. Sie war ja noch voller Leidenschaft. Also begann er mit dem schmerzenden Glied in sie einzudringen. So war er erzogen: Eine begonnene Sache, die man am Anfang für richtig gehalten hat, hält man durch bis zum Schluß. Auch wenn es zwischenzeitlich kleinere oder

größere Schwierigkeiten bereitet. Später kann man darüber nachdenken.

Paul wunderte sich, daß er sogar einen Samenerguß hatte. Für sie war es diesmal wahrscheinlich besonders schön, weil er länger brauchte, um zum Höhepunkt zu kommen. Als er sein Glied herausgezogen und, ohne daß sie es merkte, abgewischt hatte, war Blut am Taschentuch. Jetzt tat es fast noch mehr weh als vorher. Pauls Stimmung schlug um, er wurde wütend wegen der Verletzung. Aber sie merkte es nicht; denn sie war bereits aufgestanden und rausgegangen. Paul hörte irgendwelche Geräusche aus dem Badezimmer. An seiner Eichel gewahrte er eine kleine, längliche Wunde. Sie hatte zu bluten aufgehört, da das Glied nicht mehr erregt war. Er legte ein frisches Taschentuch in seine Unterhose und zog sich an.

Verwirrt machte er sich fertig, um ihre Wohnung zu verlassen. Aber sie kam wieder ins Schlafzimmer und forderte ihn ausnahmsweise zum Bleiben auf. Sie klang liebevoll und sehr charmant, als sie halb über die Schulter sagte: »Komm in die Küche. Magst du noch was trinken?« Ohne zu antworten folgte er ihr in die Küche und setzte sich an einen Tisch, der für vier Personen gerade genug Platz bot. Sie hatte zwei Tassen so aufgestellt, daß sie schließlich einander gegenüber saßen.

Als sie ihm gegenüber Platz genommen hatte, tranken sie Tee. wobei sie ihn grinsend beobachtete. Schließlich zog sie ein Buch hervor und sagte: »Ich les dir was schönes vor. Kennst du Ringelnatz?« Ohne seine Antwort abzuwarten begann sie, einige Gedichte vorzutragen. Das tat sie recht schnell und anscheinend mit voller Begeisterung, möglichst jedes Wort betonend. Die Worte: »Ich hab dich so lieb, ich könnte dir ohne Bedenken eine Kachel aus meinem Ofen schenken« las sie besonders bedeutungsschwanger. Nachdem sie das getan hatte, schlug sie das Buch zu und sah ihn breit grinsend an.

Paul versank wie schon so oft in ihren Augen und

streichelte dabei unwillkürlich ihre Hände. Aber er war nicht voll konzentriert. Nebenbei dachte er über seine prekäre Wunde nach. Verschiedene Therapiemaßnahmen gingen ihm durch den Kopf. Das merkte sie anscheinend. Deswegen beendete sie das Zusammensein mit den Worten: »Du mußt jetzt mal wieder heim. Das können wir jetzt nicht mehr so oft machen. Vielleicht überhaupt nie wieder. Wir sollten uns mal ein paar Wochen lang nicht sehen. Oder am besten: ein halbes Jahr nicht. So geht's einfach nicht mehr weiter.«

Paul antwortete nichts. Er zeigte nur seine Traurigkeit. In Wirklichkeit war er völlig verwirrt. Er wußte nicht mehr, was er denken oder fühlen sollte. Eigentlich hätte er wegen des Bisses bös auf sie sein sollen, hätte sie schimpfen und wütend ihre Wohnung verlassen sollen. Andererseits wollte er länger bei ihr bleiben und sicherstellen, daß er jederzeit wiederkommen dürfe. In diesem Zusammenhang war er darüber schockiert, daß sie gleichsam beschlossen hatte, eine längere Trennung herbeizuführen. Freilich: Diese Worte von wegen »mehrere Wochen oder ein halbes Jahr nicht sehen« waren sicher nur so dahingesagt. Womöglich würde sie ihn schon gleich morgen wieder anrufen. Aber: Wer weiß? Vielleicht macht sie ihren Beschluß plötzlich wahr? Diesen Gedanken konnte Paul nur schwer ertragen.

Gebeutelt von dieser Mischung aus Sehnsucht, Wut und Schmerz verließ er ihre Wohnung. »Tschüß!« rief sie ihm noch hinterher, und es sollte wie eine Verabschiedung auf lange Zeit klingen.

Zu seinem Leidwesen hatte Paul in den nächsten Tagen Gelegenheit, über alles allein nachzudenken. Seine Angst, sie nun wirklich »nie wieder« zu sehen, steigerte sich von Stunde zu Stunde bis zu einem Grad von Verzweiflung, den er kaum noch ertragen konnte. Dumpf alkoholisiert und rauchend herumsitzend starrte er unentwegt aufs Telefon, ihren Anruf erwartend. Er wußte nicht, daß diese »Katastrophe« nicht der Höhepunkt von dem war, was er noch mit ihr und

mit sich selber zu erleiden haben würde.

Seine wachsende Sehnsucht ließ Friederike in einem idealisierten Licht erscheinen. Daran, daß er ständig von ihr gebissen wurde – auf die Lippen, die Zunge und sogar in den Penis – dachte nur noch liebevoll. Wahrscheinlich war es bei ihr die Leidenschaft, sie wollte ihm sicher gar nicht wehtun. So etwas wie Sadismus traute er ihr nicht zu. Es war sicher nur ein Versehen; und ihre Antwort von neulich – »Das soll auch wehtun!« – war nur so dahingesagt, zum eigenen Schutz, zur Abwehr von Schuldgefühlen. Paul erinnerte sich an Heinrich von Kleists *Penthesilea*. Im letzten Auftritt läßt er sie, nachdem sie Achilles zusammen mit ihren Hunden totgebissen hat, reflektieren: »So war es ein Versehen. Küsse, Bisse, / Das reimt sich, und wer recht von Herzen liebt, / Kann schon das eine für das andre greifen.« Gerade das letzte Wort, der Ausdruck »greifen«, imponierte Paul. Allerdings hatte er erfahren, daß sich Küsse und Bisse keineswegs reimten, sondern sehr wohl unterscheiden.

Natürlich rief sie wieder an, natürlich trafen sie sich wieder und schliefen auch wieder miteinander. Natürlich kam es auch diesmal wieder soweit, daß Pauls Wut und Bedenken wegen ihrer Bisse sofort verflogen waren und in höchstes Glück umschlugen, als sie wieder anrief.

Sie trafen sich im Café und in der Alten Weinstube. Letzteres Treffen war für Paul besonders einprägsam. Sie saßen an einem Tisch mit zwei weiteren Personen, die Friederike mitgebracht hatte. Paul wußte nicht genau, wer die Frau und der unscheinbare Mann waren, die ihm da gegenübersaßen. Er nahm aber an, es handelte sich um Kollegen. Friederike haßte es, Leute vorzustellen oder vorgestellt zu bekommen. Sie wollte auch nicht vorgestellt werden. Warum sie das nicht leiden konnte, wußte Paul nicht.

Im Lauf des Abends bekam Paul heraus, daß die kleinere, etwas dicke Frau mit lebendigen Augen die Mutter einer Schülerin Friederikes sein müsse. Sie war

insgesamt recht fröhlich und spritzig in der Unterhaltung, ihre Hände waren sehr klein und schmal, bekamen jedoch beim Reden eine wichtige Rolle zugeteilt: Sie mußten ihre Aussagen unterstreichen, in ihrer Bedeutung herabsetzen oder abwägen.

Den Mann nahm Paul nicht weiter wahr und er überlegte sich die ganze Zeit, in welcher Beziehung er zu der Mutter oder zu Friederike stand. Friederike achtete anscheinend auch nicht sonderlich auf ihn; sie saß neben Paul, und zwar ziemlich dicht. Paul hatte seine linke Hand auf dem Sitzpolster abgestützt. Als Friederike das bemerkte, setzte sie sich einfach drauf und rutschte mit ihrem Po angeregt auf seinem Handrücken herum. Paul war fasziniert. So etwas hatte er noch nie erlebt. Sie mußte unwahrscheinlich scharf auf ihn sein. Ob die anderen das wahrgenommen hatten, wußte er nicht. Er wußte ebenfalls noch nicht, warum sie ihn an diesem Abend nicht mit zu sich nach Hause nahm.

Später fiel er aus allen Wolken, als er erfuhr, daß der unscheinbare Mann, der ihm damals in der Alten Weinstube gegenübersaß, ihr Freund war, den sie an vielen Wochenenden in der nördlich gelegenen Kleinstadt aufsuchte. Warum sie ihm nicht reinen Wein einschenkte, das konnte sich Paul bei der Gelegenheit am allerwenigsten erklären.

Er hatte überhaupt nicht auf ihn geachtet und konnte sich später kaum noch an ihn erinnern. Seine Hände hatten für Paul keinerlei Aussagekraft.

Ein andermal trafen sich Friederike und Paul, mehr oder weniger verabredet, weil sie keine Termine mochte, im Kino. Auch die anderen, die immer im Café dabei waren, kamen mit. Doch der Film nach Hermann Hesses *Siddartha* stellte sich als sehr langweilig heraus. Friederike griff schon am Anfang zu Paul hinüber, öffnete seine Hose in der Dunkelheit und begann sein Glied zu massieren. Als sie mit den Fingerspitzen auch an seinen Oberschenkel erreichte, wurde Paul so erregt, daß er einen Samenerguß bekam. Daraufhin zog

sie ihre Hand zurück und lutschte das Sperma ab. Paul war so aufgeregt, daß der Film für ihn wie im Flug verging. Nach der Vorführung war sie augenblicklich verschwunden.

Wenige Tage danach kam Paul – am Wochenende, ausnahmsweise einmal mit seiner Frau – in den Jazzkeller der Alten Stadt. Dort saß schon Friederike mit ihrem Freund. Paul hielt sich in tiefer Nacht mehr im hinteren Teil der Räumlichkeiten auf, genau an der Stelle, an der er sich mit Friederike damals geküßt hatte, seine Frau saß wie die anderen vorne, in der Nähe der Band. Wer heute spielte, darum kümmerte sich Paul überhaupt nicht. Nach einiger Zeit kam Friederike nach hinten und unterhielt sich mit Paul. Worüber sie zuerst gesprochen hatten, das wußte er nicht mehr. Zuletzt fragte sie: »Darf ich mal mit Barbara sprechen?« – »Freilich, bitte!« antwortete Paul unsicher.

Daraufhin sah er, wie sich Friederike vorne neben seine Frau hinsetzte. Später erfuhr Paul durch seine Frau jedes Wort von ihrem Gespräch mit Friederike; denn sie war so verärgert über Pauls Geliebte, daß sie sich alles genauestens gemerkt hatte und meinte, Paul berichten zu müssen, um ihm klarzumachen, in wen er sich da leider verliebt habe.

Das Gespräch muß nach den Aufzeichnungen Barbaras folgendermaßen abgelaufen sein:

FRIEDERIKE: Hallo, die Band spielt gut!

BARBARA *weiß nicht, was die Annäherung soll, fühlt sich unangenehm berührt. Sie antwortet Belangloses zur Band.*

FRIEDERIKE: Weißt du, daß Paul sich einbildet, mich zu lieben?

BARBARA: Was habe ich damit zu tun?

FRIEDERIKE *äußerlich lächelnd, aber belehrend, von oben herab:* Er ist dein Mann und du liebst ihn. Klär ihn auf, daß er sich seine Liebe nur einbildet.

BARBARA: Daran bist du wohl nicht ganz unschuldig. Regle das selbst, damit habe ich nichts zu tun.

FRIEDERIKE: Ich habe nichts getan, ich hab mich

doch ganz normal verhalten. Ich kann nichts dafür.

BARBARA: Ich hab dich vorhin beobachtet, du flirtest ganz schön, ich dachte, sowas sieht man nicht alle Tage, das ist ungewöhnlich.

FRIEDERIKE: Wieso, das ist doch ganz normal.

BARBARA: Ich glaube nicht, daß das jeder so auffaßt. Du kommst mir vor wie jemand, der ein Streichholz in einen Heuhaufen wirft und dann sagt: ›Nanu, es brennt, das hätte ich nicht gedacht.‹

FRIEDERIKE: Weshalb sollte ich mit Paul was anfangen, schau *(zeigt auf ihren Freund Dieter)*, das ist der Mann meines Lebens, das ist der Mann, den ich liebe.

BARBARA *ironisch*: So verhältst du dich nicht gerade. Wenn ich einen Mann lieben würde, würde ich mich anders verhalten. Du brauchst dich über Pauls Reaktion nicht zu wundern.

FRIEDERIKE: Dann hältst du mich wohl für sehr naiv?

BARBARA: Ja.

FRIEDERIKE: Dann bist du wohl weiter als ich.

BARBARA *zuckt mit den Schultern.*

FRIEDERIKE: Also dann, Tschau.

BARBARA: Gute Nacht.

FRIEDERIKE *geht zurück zu Dieter, der vor einem Glas Bier am Tisch sitzt.*

Paul freute sich, daß jemand Friederike so klar die Meinung gesagt hatte. Über ihre Aussage, Dieter sei der »Mann ihres Lebens« war er nicht weiter bestürzt; denn ihr Verhalten redete eine andere Sprache. Trotzdem gelang es ihr anscheinend, mit Paul zu spielen – mit Barbara war es ihr Gott sei Dank nicht gelungen.

Nach der ersten Freude über die Zurechtweisung, die Friederike von Barbara erfahren hatte, fühlte sich Paul erneut von Zweifeln, Fragen und Ängsten gequält. Seine Lage schien aussichtslos: Liebte sie ihn oder nicht? Benutzte sie ihn nur für zusätzliche erotische Erlebnisse, die sie anscheinend nötig hatte? Dann

müßte er die Beziehung mit ihr beenden, wozu sich Paul jedoch außerstande sah. Stand ihm andererseits die baldige Beendigung der Beziehung durch Friederike bevor? Das alles wußte Paul nicht. Er wußte ebenfalls nicht, daß die ganze Angelegenheit auf eine Reihe von größeren und kleineren Katastrophen zusteuerte.

In den nächsten Tagen klärte sich der Himmel auf, es wurde zwischenzeitlich wärmer und trockener. Eine Ahnung von Frühling lag in der Luft. Friederike hinterließ einen kurzen Brief in Pauls Briefkasten, auf dem stand: »Heute Nachmittag um halb drei darfst du mich anrufen«. Die Worte waren ganz dünn und mit Buntstift geschrieben, so daß man sie kaum lesen konnte. Der Brief sah aus wie eine Mitteilung, bei der sich der Schreiber nicht darüber klar geworden ist, ob er etwas mitteilen will oder nicht.

Natürlich rief Paul an, woraufhin sie sich am Eingang zu ihrer Wohnung trafen. Sie wollte im Park spazieren gehen. Worüber sie während des Spaziergangs gesprochen hatten, wußte Paul später nicht mehr. Es war nicht sehr viel, keinesfalls aber sprachen sie über Barbara und das Gespräch im Jazzkeller. Er hatte nur noch die klare und frische Luft in Erinnerung, die hohen Bäume, die auf den Wärmehauch der ersten Befruchtung warteten, die schräg einstrahlende Sonne und das Geschrei der Enten, die vom nahegelegenen Kanal immer wieder herüberkreischten. Ab und zu blieben Friederike und Paul stehen küßten sich.

An einem anderen Abend kam es in der Alten Weinstube beinahe zu einem ersten Eklat. Paul saß am Stammtisch mit Friederike, zwischen beiden hatte sich jedoch Barbara plaziert. Trotzdem streckte Friederike ihre Hände nach Paul aus und versuchte seine Hand hinter dem Rücken Barbaras, die sich auf dem Tisch aufgestützt hatte, zu ergreifen. Paul konnte nicht anders, als seine Hand für Friederike zur Verfügung zu stellen, obwohl es ihm ausnehmend peinlich war. Er wußte genau, daß nicht nur Friederike, sondern auch die Eigentümerin der Weinstube alles beobachtete.

Aber niemand sagte etwas.

In den nächsten Tagen kam Friederike sogar mit in Pauls Wohnung. Sehr schnell warfen sie sich dort auf sein Bett und liebten sich. Friederike war anfangs böse auf Paul, weil er sie gefragt hatte, ob sie auf einem Fell miteinander schlafen wollten, welches Paul noch von Barbara hatte. Das fand sie geschmacklos.

Die meiste Erotik fühlte sie nackt am Rahmen der Küchentür stehend, wobei Paul versuchte, von unten in sie einzudringen. Es gelang ihm aber nicht richtig, denn seine Erregung hatte bereits zu sehr nachgelassen. Nach diesen Versuchen erwartete er seine Geliebte im Wohnzimmer bei einem Glas Rotwein. Vorher kleidete sie sich an und strich inspizierend durch die Wohnung, von der sie anscheinend sehr beeindruckt war.

Daraufhin wollte sie Paul nie wieder in seiner Wohnung aufsuchen. Warum sie das ablehnte, wußte Paul nicht. Sie trafen sich jetzt mehrmals in einem neuen Café, in dem es viele Zeitungen gab. Im rückwärtigen Teil des langgestreckten Gebäudes befand sich ein großer Raum, der von einem Glasdach überwölbt war. Paul saß dort stundenlang auf Friederike wartend und betrachtete die schweren Wolken, die wenigen Sonnenstrahlen und die einzelnen Regentropfen, die auf das schrägstehende Glasdach auftrafen und langsam herunterliefen, abrupt stockend oder in Kurven die Bahnen zur Dachrinne suchend.

Der Höhepunkt der Faschingszeit war gekommen, und Barbara hatte Paul überredet, wie jedes Jahr mit ihr nach Wien zu fahren. Auch seine Schwester fuhr traditionsgemäß mit. Paul wußte nicht, welche Qualen ihn in Wien erwarteten und daß sich ein weiterer, entscheidender Eklat bei seiner Rückkehr in die Alte Stadt ereignen sollte.

8

Paul sass mit seiner frau und seiner schwester im Zug nach Wien und meditierte. Andauernd grübelte er, wie Friederike seine kleine Flucht auffassen würde. Die vorbeifliegende Landschaft kannte Paul bereits. Sie lag manchmal von Schnee bedeckt und sonnenbeschienen, manchmal trüb und vom Schnee befreit. Je näher sie Österreich kamen, desto mehr nahm der Schnee zu. Paul mochte es nicht besonders, bei einer Zugfahrt aus dem Fenster zu schauen. Die Welt war ihm zu eingeteilt nach den Maßstäben der Eisenbahn: Alle Grundstücke, Häuser und Straßen schienen auf die Gleisanlagen zugeordnet. Nach der Zugstrecke mußten sich die Städte, Dörfer und Landschaften ausrichten, sogar die Flüsse und Berge schienen entsprechend reguliert.

Paul hatte mehrere Bücher, Artikel und Schreibzeug mitgenommen, er schrieb oder las während der Zugfahrt jedoch kein einziges Wort. Auf die vor ihm herausgeklappte Ablage hatte er sein Handy gelegt und ständig beobachtete er die Qualität des Empfangs. Friederike könnte ja anrufen. Aber sie tat es nicht. Er nahm nur einige Telefonate aus Redaktionen und von Verwandten entgegen, die ihn ungeduldig machten. Sein ganzes Denken war von Friederike und der zurückliegenden Zeit beansprucht. Er sehnte sich nach ihr und hatte Angst, mit dieser Wienfahrt den Kontakt zu ihr abgebrochen zu haben. Zwischenzeitlich beruhigte er sich mit dem Gedanken, daß sie doch jederzeit anrufen oder in der Alten Stadt ins Café zu ihm kommen könnte. Trotzdem blieb seine Angst bestehen. Er malte sich beispielsweise aus, daß sich ihr Verhältnis zu ihrem Freund während seiner Abwesenheit festigen könnte oder daß sie plötzlich einen anderen Mann kennenlernen würde.

Die Fahrt nach Wien war eine Kultfahrt. Sie ereignete sich immer zum gleichen Zeitpunkt, mit denselben Personen, in dasselbe Hotel und dort in dasselbe Zimmer. Jedes Jahr waren für Paul und seine Frau,

seine Schwestern und für eine Freundin im Hotel *Astoria* das Zimmer Nummer neun und einige danebenliegende Zimmer im *Mezzanin* des Hotels reserviert.

Sie kamen wie immer am Westbahnhof an und nahmen ein Taxi. Der Fahrer mußte besonders auf die wertvollen Koffer achten, die mit echtem Leder bespannt waren und aus dem Familienerbe stammten. In der Eingangshalle des Astoria dann wurde die Gruppe – diesmal nur Paul, seine Frau und seine Schwester – freundlich begrüßt. Der Chef war zugegen und äußerte sich erfreut darüber, die Familie des Schriftstellers wieder einmal in seinem Haus empfangen zu dürfen. Er fragte wie die Fahrt gewesen sei und meinte, daß der Schnee die *Paysage* sicher angenehm verziert habe.

Dann begab man sich mit den Aufzug ins Mezzanin, öffnete den Herrschaften die Zimmer und wünschte, nach der Entgegennahme eines stattlichen Trinkgelds, einen angenehmen Aufenthalt. Vorher hatte der Portier noch die reservierten Eintrittskarten für die Oper und das Burgtheater übergeben.

Begeistert und traurig zugleich ging Paul mit seiner Frau in dem gemeinsamen Doppelzimmer umher. Begeistert war er, weil er sich über das ewig gleichbleibende, wunderschöne Zimmer mit der Aussicht auf die Kärtnerstraße, den Stephansdom und die Oper freute. Traurigkeit beschlich ihn bei dem Gedanken, daß auch Friederike bei ihm sein könnte, wenn sie nicht so sehr mit ihm spielen würde. Warum fuhr sie nicht mit? Sie hatte doch um Fasching herum schulfrei, und die Zimmer für die Kinder sowie den gesamten Aufenthalt würde Paul anstandslos bezahlen. Er könnte ihr soviel bieten. Aber sie wollte nicht. Sie sagte ständig: »Ich brauch nichts von dir. Ich brauch von niemandem etwas. Ich kann mich selbst versorgen und hab mich schon immer selber versorgt. Ich brauch auch keinen Menschen – nur meine Kinder. Hoffentlich begreifst du das endlich.«

Paul hatte es begriffen, glaubte aber nicht daran. Traurig öffnete er die Balkontür und trat auf die Seite

zur Kärtnerstraße hinaus. Die Fußgängerzone war sehr belebt, internationales Publikum bewegte sich vor den feinen Geschäften auf und ab. Im gegenüberliegenden Spielcasino herrschte reger Betrieb. Paul sah durch die Fenster die fein gekleideten Croupiers um die Roulettetische herumwieseln und mit flinken Händen Chips austeilen oder einsammeln.

Dann kam Pauls Schwester ins Zimmer und wollte ihre Mitreisenden abholen. Am ersten Spätnachmittag des Wien-Aufenthalts ging man wie gewohnt zuerst zum gegenüberliegenden Kiosk, um eine *Burenwurst* mit süßem Senf zu verspeisen. Anschließend suchte man das *Café Europe* am *Graben* auf. Dort ließ sich Paul mit seinen Begleiterinnen im ersten Stock an einem Fensterplatz nieder, um das Treiben am Graben zu beobachten. Das *Europe* war immer noch im Stil der Neunzehnhundertfünfziger Jahre eingerichtet, und der *Große Braune* schmeckte so gut wie immer.

Paul beobachtete die Leute. Es waren einzelne hübsche und geschmackvoll gekleidete Frauen darunter. Paul dachte: Es gibt noch andere Frauen, du brauchst dich gar nicht so sehr auf Friederike zu fixieren. Wenn du einmal mit einer anderen geschlafen hast, wirst du Friederike und ihre Spielchen mit dir sehr schnell vergessen.

Von diesen Gedanken war er aber nicht wirklich überzeugt. Trübsinnig blies er eine Zigarette nach der anderen in die klimatisierte Luft. In Wien war vom Schnee *kein Stäuberl* mehr zu sehen, da man sämtliche Straßen am Tag vorher gereinigt hatte, wie der Taxifahrer mitteilte. Doch der Himmel, jenseits der hohen Gründerzeithäuser nur in Ausschnitten sichtbar, war bedeckt, so daß neuer Schneefall drohte.

Als es dämmerte und die alten Kandelaber mit festlichen Lichterketten das elegante Einkaufsviertel ausleuchteten, brach man auf, um noch etwas *shopping* zu gehen. Paul dachte sofort an ein schönes Geschenk für Friederike. In einem teuren Schreibwarengeschäft fand er edles Briefpapier, das allerdings nach dem Kauf seine

Zweifel erweckte. Würde es ihr auch wirklich gefallen? Wäre nicht etwas Praktisches für Friederike, die immer so sehr mit dem praktischen Leben argumentierte, geeigneter?

Seiner Frau und seiner Schwester gegenüber tat er so, als würde er das Gekaufte wie gewohnt als Mitbringsel für Verwandte erwerben. Barbara ahnte jedoch Pauls wahre Absichten und beriet ihn dahingehend. Sie lotste die Reisegruppe in ein Lederwarengeschäft, in dem sie zusätzlich für den eigenen Bedarf etwas zu finden hoffte. Paul kaufte »sicherheitshalber« eine kleine, englische Aktentasche für Damen, um bei der Rückkehr auf jeden Fall etwas für Friederike zu haben – und so ging es weiter. Sie suchten noch mindestens drei weitere Geschäfte auf, bis die abendliche Schließung herangerückt war und sich Pauls Schwester reichlich entnervt zeigte; denn sie spürte, daß die beiden anderen nach etwas suchten, aber zu keinem Ergebnis kamen.

Pauls Schwester Adelheid war seine Zwillingsschwester, der man kaum eine Ähnlichkeit mit ihrem Zwillingsbruder ansah. Sie war unverheiratet und arbeitete als Gymnasiallehrerin, was sie vollständig ausfüllte. Ihr Studium und ihre Lehrerausbildung hatte sie mit Bravour abgeschlossen, worauf sie recht stolz war. Wahrscheinlich lag es an der Intensität, mit der sie sich ihrer Arbeit widmete, daß es bei ihr nie zu einer Heirat kam. Man wußte in der Familie allgemein, daß sie ein Verhältnis zu einem gleichaltrigen Mann hatte, der in der Staatskanzlei des Landes als hoher Beamter tätig war. Paul kannte sie außerdem als sehr intelligent und mit hohen Ansprüchen ausgestattet. Außerdem fühlte er sich ein wenig von ihr bewundert. Sie war etwas kleiner als er und wirkte, trotz ihrer gut ausgeprägten weiblichen Formen, sehr zart. Demgemäß waren auch ihre Hände feingliedrig und wurden nur dann kräftiger, wenn sie mit ihrem ganzen Willen hinter einer Meinung stand. Das war nicht selten der Fall, denn ihr Wille tendierte zum Vorherrschen, so daß es ihr nicht

selten gelang, sich durchzusetzen.

Für den ersten Abend stand ein Opernbesuch auf dem Programm. Bis zu dessen Beginn hielt man sich in den Hotelzimmern auf, packte gemütlich aus und kleidete sich langsam an. Daß die angekündigte *Walküre* der aktuellen Faschingsstimmung vollkommen widersprach, störte weder Paul noch die anderen. Paul kam die Wagner-Oper sehr gelegen.

Das Astoria lebte noch ganz in der hohen Zeit der alten österreichischen Monarchie; denn es war im Stil eines anachronistischen, aber liebevollen Wiener Neobarock ausgestattet. Die Nummer neun hatte zwei hohe Fenster und eine doppelflügelige, gläserne Balkontür. Die Wände waren fast fünf Meter hoch und im Mittelfeld mit Stofftapeten bezogen. Es gab einige Originalgemälde und zierliche Antiquitäten im Jahrhundertwende-Stil.

Paul und Barbara dekorierten liebevoll ihre Sachen im Zimmer: die Koffer, die Bücher, die Toilettenbeutel und Etuis, die Hüte und die Schreibgeräte. Adelheid war eher fertig, deshalb kam sie ins Zimmer neun und wartete auf Paul und Barbara. Dann ging man gemeinsam die wenigen Schritte zur Oper hinüber.

Die Logenplätze waren hervorragend ausgesucht, ebenso wie das Orchester und die Sängerinnen und Sänger. *Sinopoli* dirigierte, damals noch am Anfang seiner Karriere. Das Publikum war begeistert, auch vom Tenor *Peter Hoffmann* und den anderen Akteuren. Für die Sopranistin war wegen Erkrankung eine Zweitbesetzung eingesprungen, die so grandios sang, daß sie ungewöhnlich viel Szenenapplaus bekam. Am Ende der Vorstellung wurden ihr unzählige Rosen zugeworfen, und dieser Abend war der Beginn ihrer Weltkarriere. Sinopoli verbeugte sich vom Dirigentenpult aus und blickte genußvoll nach oben, da man ihm gerade von höheren den Rängen und den Stehplätzen aus ekstatisch zujubelte.

Für Paul bedeutete die Oper nur eine geringe Ablenkung. Es war ihm eine Qual, seine Handy ausschal-

ten zu müssen, weil er wußte, daß Friederike nur ungern auf die Mobilbox sprach. Außerdem haderte er mit seinem Schicksal, wenn er daran dachte, wieviel er ihr hätte bieten können.

Als sich die kleine Reisegruppe in den Pausen und nach der Vorführung über die Inszenierung unterhielt, erkannte Paul, daß seine Frau und seine Schwester alles weit kompetenter beurteilen konnten als Friederike. Einmal mehr bewunderte er den Kunstverstand seiner Frau und bedauerte für so manchen Augenblick, daß die Ehe mit ihr gescheitert war. Auch Liebe kam in ihm auf, als sie wie gewohnt nach der Oper im *Weißen Rauchfangkehrer* saßen und speisten. Dieses Lokal bevorzugten sie, weil es in vielem an die alte Weinstube der Alten Stadt erinnerte, nur daß es viel größer war und von interessanteren Gästen besucht wurde. Hier hatte Paul so manchen Schriftstellerkollegen getroffen, heute saßen am Nachbartisch Teilnehmer einer internationalen UNO-Konferenz, gleich am Eingang wurden sie von einem Bischof begrüßt, den Paul während seines Studiums als Dozent kennengelernt hatte. In die wunderbare Stimmung hinein spielte eine ältere Dame auf dem romantisch verstimmten Flügel Opern- und Musicalmelodien, welche die Sehnsucht und die Liebe Pauls zu seiner Frau noch steigerten. Der gute Wein tat ein übriges, so daß Paul wenigstens für den Rest des Abends seine Friederike vergessen konnte.

Wenn sie mich so quält, müßte ich eigentlich mit ihr Schluß machen und mir eine andere suchen, dachte sich Paul am nächsten Morgen. Gleichzeitig war er sich darüber im Klaren, daß ihm dieses Schlußmachen nicht mehr möglich war. Warum es sich so verhielt, das wußte er nicht.

Die weiteren Tage in Wien vergingen sehr schnell. Paul und seine Begleiterinnen pflegten eine gute Mischung aus Kunstgenuß und Bummel durch die Straßen, durchsetzt mit Kaffeehausaufenthalten. Das von ihnen am liebsten besuchte Café war das *Bräunerhof* in der Nähe des *Dorotheums*. Es bestand aus einer großen,

hellen Halle, in der sich einige gemütliche Sitzgruppen verteilten. Der Kellner kannte sie und war zu Paul freundlicher als zu anderen Touristen. Mit Vorliebe ging Paul auch ins *Demel* und ins *Sacher*, um sich einen Champagner zu den Zeitungen servieren zu lassen.

Vom Stadtbild her liebten sie am meisten die Ecken um die *Michaelerkirche*, besonders den Durchgang zum Bräunerhof hin. Da war noch das alte Wien. Ein dort liegendes Antiquitätengeschäft führte fast nur alte Rahmen. Das Geschäft war recht groß und über und über mit Rahmen vollgestopft. »Hier sind sie hingekommen, die Rahmen der Alten Welt, all die Rahmen, die uns heute verloren gegangen …«, dachte Paul und sprach es vielleicht auch aus, denn seine Begleiterinnen blickten ihn erstaunt an. Rein zufällig hatten sie bei einem früheren Aufenthalt in dieser Gegend zweimal seinen Vetter mit seiner lieben Freundin Katja getroffen, die Paul sehr mochte. Leider kam sie kurze Zeit danach ums Leben, weil ein betrunkener Autofahrer sie totfuhr.

Beim Stadtbummel suchte Paul sämtliche Buchhandlungen auf, um nach seinen Büchern Ausschau zu halten oder die Werke österreichischer Autoren, die in Deutschland nicht vertreten waren, ausfindig zu machen. An zwei Abenden besuchten sie das *Burgtheater*, damals noch unter *Peymanns* Leitung, in dem sie grandiose Aufführungen erlebten. Beim ersten Mal wurde *Hamlet* gegeben, mit dem *Brandauer* in der Hauptrolle. Er sprach den berühmten Monolog äußerst mystisch, und zwar direkt in den Lichtkegel eines Scheinwerfers hinein. Die Umgebung blieb schwarzdunkel. Zum Ende des Monologs hin hob er die rechte Hand und machte eine Geste, als wolle er mit den Fingerspitzen in die Mitte der Lichtquelle hineingreifen. Es störte überhaupt nicht, daß er ein paar Aussetzer hatte – daran erkennt man den wirklich großen Schauspieler, dachte Paul.

Am anderen Abend sahen sie *Nestroys Talismann*, unter anderem gespielt von *Erika Pluhar*. Sie wirkte

sehr jung, so daß sie Szenenapplaus bekam, als die Worte fielen: »Man hat sich konserviert«. An dieser Stelle dachte Paul wieder an Friederike. Es wurde ihm klar, daß sie knapp vierzig ist und vor diesem für eine Frau wichtigen Datum vielleicht mit ihm etwas hatte erleben wollen. Ob das als Erklärung ausreichte oder ob es überhaupt eine Erklärung für ihre »nicht vorhandene Beziehung« gäbe, das wußte Paul freilich nicht.

Als sich Paul eines Nachmittags im Hotelzimmer aufhielt, klingelte das Handy. Friederike war dran. Paul stürzte sofort auf den Balkon und überhäufte sie mit Lobes- und Sehnsuchtssprüchen. Er bedauerte unaufhörlich, daß sie nicht da sei, und betonte, daß er bei jeder Gelegenheit an sie denke: In der Oper, im Theater, beim Bummel über die Kärtnerstraße, auf die er gerade herabblicke. Er verstieg sich sogar zu der Aussage, daß er sofort zu ihr käme, wenn sie es verlange.

Davon war sie anscheinend beeindruckt und überlegte einen Moment, ob sie es ausprobieren solle. Sie ließ es aber bleiben und berichtete von dem Faschingszug, der direkt unter ihrem Fenster vorbeigekommen sei. Was sie sonst noch erlebt hatte, das sollte Paul nach seiner Rückkehr in einem tagebuchartigen Brief nachlesen können, den sie ihm dann überreichen wolle.

Paul hielt es nach dem Telefonat vor Sehnsucht kaum noch aus und überlegte sich einen Moment lang, ob er nicht tatsächlich sofort abreisen solle. Dann beruhigte er sich und begab sich mit Adelheid und Barbara in eine Ausstellung in der *Albertina*, die er mit seinem Bewußtsein nur streifte. Die kommende Nacht sollte die letzte vor der Abreise sein. Paul schlief kaum, ging immer wieder auf den Balkon, rauchte und sah den Croupiers im gegenüberliegenden, nächtlichen Spielcasino zu.

Am Morgen der Abreise stand als letzter Höhepunkt der Besuch in der *Zauberklingl* auf dem Programm, ein Geschäft, das in der *Führichgasse* arbeitete, in der auch der Haupteingang zum Astoria lag. Diesen Besuch

mußte Paul einfach aus Tradition absolvieren, obwohl seine Gedanken ausschließlich bei Friederike waren.

Bei seinen ersten Besuchen in Wien hatte er die Zauberklingl gar nicht wahrgenommen. Aber dann wollte seine Frau unbedingt in das danebenliegende Lederwarengeschäft, das Paul überhaupt nicht interessierte. Aus diesem Grund verabschiedete er sich und sagte, er wolle in dieses Geschäft da hineinschauen, die anderen könnten ja später nachkommen.

Er verstand das Angebot als einen kleinen Affront seinen Begleiterinnen gegenüber; denn die Zauberklingl wirkte damals noch komisch und heruntergekommen – ein totaler Gegensatz zu den feinen Geschäften, die seine Frau sonst immer betrat. So mancher Tourist ging verschämt am Schaufenster der Zauberklingl vorbei, und wenn er den Blick doch einmal zur Seite wendete, gewahrte er die mit Faschingsmasken vollgestopften Auslagen, Masken von Personen der Weltgeschichte, die ihn höhnisch von oben herab aus schwarzen Augen anschauten. Da fand sich ein Asterix, ein Bundeskanzler, ein amerikanischer Präsident oder ein Harlekin, alles durcheinander. In der Glasfläche des Schaufensters spiegelte sich die hochnoble Fassade des Hotels Astoria.

Paul trat damals zum ersten Mal ein und die muffige Luft von abgetragenen Faschingskostümen schlug ihm dermaßen entgegen, daß es ihm fast den Atem raubte. Der Laden hing voll von diesen seltsamen Kostüm-Klamotten, das Licht war trübe und nur ein paar ältere Leute standen herum, den Eintretenden höchst verwundert anstarrend. Einer hatte eine Maske auf, gleichsam zur Anprobe, worüber Paul wie ein Kind erschrak. Daraufhin lachte die ganze Gesellschaft hysterisch, mit entsprechenden Ausrufen wie: »Des is ja gelungen! Die Maske müssen'S kaufen!« und so weiter. Eine Verkäuferin hatte eine besonders kreischende Stimme. Paul wollte eigentlich so schnell wie möglich den Laden verlassen, dann schämte er sich und lachte zaghaft mit. Dabei schlug er sich nach hinten durch,

wo die Beleuchtung noch trüber wurde, so daß er fast überhaupt nichts mehr erkennen konnte.

Er stand an dieser Stelle eine Zeit lang herum und kam sich verloren vor. Plötzlich gewahrte er ein kleines Männchen rechts neben sich, das ihn schnell und nicht besonders höflich fragte: »Suchen Sie etwas, mein Herr?« – »Ich wollte mich nach Zauberartikeln erkundigen«, plapperte Paul mehr heraus als daß er es deutlich artikulierte. »So, so«, sagte das Männchen versonnen und blickte nachdenklich zu Boden. Dann nahm es eine Art Tablett oder Palette in die Hand und begann darauf etwas zu ordnen. Bei näherem Hinsehen erschrak Paul: Er sah lauter Glasaugen.

»Sind Sie Zauberer?« fragte das Männchen, Paul plötzlich von unten her anglotzend. »Ja, zum Hobby«, stammelte er. »Ach so, zum Hobby …« wiederholte das Männchen fortwährend, wobei es die Palette weglegte und sich fortbewegte. Dabei winkte es Paul zu, er solle ihm folgen.

Sie gingen immer tiefer in den dunklen Laden hinein, bis zu einer engen, eisernen Wendeltreppe, die schwarz angestrichen und deshalb nur aus der Nähe sichtbar war. Paul konnte sich gar nicht vorstellen, daß über dem Laden noch ein Raum liegen könnte; denn er hatte von außen nur ein hohes Schaufenster mit den darüberliegenden Büroräumen einer Bank erkennen können.

Er folgte dem Männchen gezwungenermaßen auf der engen Wendeltreppe, die mit Bildern berühmter Zauberer beklebt war. Manche hatten ihr Autogramm hinterlassen. Alle waren in großartigen Gesten dargestellt, als würden sie vor einem Millionenpublikum posieren. Besonders ein Bild fiel Paul auf: Es zeigte die Hand eines Zauberers, die merkwürdig verdreht war, und zwar so, daß sie eigentlich nicht zu dem entsprechenden Arm paßte. Kein Mensch kann seine Hand so verdrehen, dachte Paul und betrachtete die Manschetten, aus denen gerade eine schwarze Katze zu entschlüpfen schien.

Dann waren sie oben. Das Gelaß war niedrig und nur durch das bogenförmige Oberfenster des Schaufensters beleuchtet. Sie befanden sich also in einem nachträglich eingebauten Zwischengeschoß, das man von außen nicht erkennen konnte, weil man meinte, das Schaufenster mit dem darüberliegenden Bogen müßte den gesamten unteren Laden beleuchten.

Das Männchen hatte aufgehört, die Worte »… nur zum Hobby« vor sich hinzusagen und knipste eine weitere Beleuchtung an. Die Lampen versteckten sich hinter den Regalen, welche mit Vorhängen verkleidet waren, so daß man kaum hindurchschauen konnte. Wollen die gar nichts anbieten? fragte sich Paul und tastete mit seinen Augen die Regalvorhänge ab.

»Was kostet denn so ein Zaubertrick?« fragte Paul vorsorgend. »Ach, das Geld«, antwortete das Männchen und nahm zwei kleine Metallzylinder in die Hände. Er hatte lange und knochige Finger, die Paul übermäßig behaart erschienen. Einen Moment lang dachte er, daß es für eine Frau ekelhaft sein müßte, wenn diese Hände ihre Schamlippen berührten.

Das Männchen hob einen der beiden Metallzylinder hoch und ein Türmchen aus fünf Geldstücken kam darunter hervor. Der andere Zylinder lag leer daneben. Dann richtete er beide Zylinder nochmals auf, klopfte drauf, hob sie wieder hoch – und der Turm mit den Geldstückchen befand sich plötzlich unter dem vormals leeren Zylinder.

Paul stieß einen Laut der Bewunderung aus. Aber schon bald hatte das Männchen noch urigere und altertümlicher aussehende Gegenstände in seinen irgendwie verwachsenen Fingern, einen Zaubertrick nach dem anderen ausführend oder ihn bloß andeutend.

Die Augäpfel des Beobachters mußten hin und her springen. Bis ein Brummen ertönte. Dann kullerten die Augäpfel die Wendeltreppe hinunter, bisweilen von den Händen der abgebildeten Zauberer weitergetatzt. Unten hoppsten sie in die Palette, wo sie von der

Verkäuferin mit der kreischenden Stimme aufgehoben und nach draußen getragen wurden. Plötzlich kugelten sie in die Augenhöhlen der Schaufenstermasken, welche mit höhnischem Gelächter zu tanzen anfingen, ständig *Astoria! Astoria!* schreiend. »Das ist aber gemein«, sagte Paul, als sich die Masken mit ekelhaft langen Fingernägeln in die Augen stachen.

Wie lange er sich damals in der Zauberklingl aufgehalten hatte und wie er wieder herausgekommen war, das wußte Paul nicht mehr. Er hatte jedenfalls für ein paar Tausend Schilling einen Zauberkasten gekauft, den er dann mit Müh und Not in einer Zusatztasche für alle Mitbringsel verstaute. Irgendwo mußte er sich die Finger angestoßen haben, denn sein Zeigefinger der linken Hand blutete.

Heuer gestaltete sich sein Zauberklingl-Besuch ganz anders. Seine Frau und seine Schwester waren mitgekommen und wurden freundlich, ja fast begeistert empfangen; denn Paul suchte die Zauberklingl heute mindestens zum zehnten Mal auf, nach dem dritten Besuch hatte er einen Artikel für ein Kulturmagazin über den Laden geschrieben. Dafür waren ihm die Eigentümer – das kleine Männchen und seine Frau – ausgesprochen dankbar.

Wie immer kaufte Paul auch heuer ein paar neue Zaubertricks – aber selbständig hinter die Vorhänge durfte er auch diesmal nicht schauen. Niemand durfte das, nach den Angaben der Ladeninhaber.

Während der Heimfahrt im Zug packte Paul zuerst die neu erworbenen antiquarischen Bücher aus, sie lenkten ihn jedoch zu wenig ab. Das Bild Friederikes verdrängte wieder alle Gedanken. Seine Ungeduld wuchs, je mehr sie sich wieder der Alten Stadt näherten. Um die Sehnsuchts-Schmerzen besser ertragen zu können, öffnete er den neu erworbenen Zauberkasten und fummelte an den liebevoll gefertigten Utensilien herum. Er begann einen Zaubertrick einzuüben, der viel Fingerfertigkeit beanspruchte: Ein Chip sollte hinter der linken Hand zum Verschwinden gebracht wer-

den, während die rechte zwei Tellerchen so zu halten hatte, als wären sie von beiden Händen getragen. Paul probierte es mit einer ihm sonst abgehenden Hartnäckigkeit. Schließlich gelang ihm der Trick halbwegs, so daß er für seine Frau und seine Zwillingsschwester eine Vorführung veranstalten konnte. Mitten in diese Vorführung hinein klingelte das Handy. Augenblicklich brach Paul ab. Friederike war dran.

»Wo bist du?« fragte sie ohne jede Einführung. »Leider noch im Zug«, antwortete Paul wehleidig. »Jammere nicht«, wies sie ihn zurecht. »Wann kommst du?« – »Um zwanzig Uhr dreißig.« – »Und was willst du dann machen?« – »Ich hab mir die ganze Zeit vorgestellt, wie ich heimkomme, die Wohnung verlasse und dir sofort in die Arme stürze«, wagte Paul vorzubringen. »Na, dann stürz doch«, sagte sie und legte auf.

Von dieser Verheißung war Paul über die Maßen beglückt. Weder die Zugfahrt noch die anschließende Taxifahrt konnte ihm schnell genug gehen. Er ließ das Taxi sogar vor seiner Wohnung warten, verabschiedete sich von seiner Frau und warf sich in den Wagen zurück. Fünf Minuten später klingelte er bei ihr. »Warte, ich komm gleich runter!« ertönte Friederikes Stimme aus der Sprechanlage. Mit den Worten: »Wir gehn was essen!« riß sie ihn mit sich fort, kaum daß sie aus der Haustür heraußen war. Er folgte blindlings dem Schweif ihrer Aura, irgendwohin in die einsamen, dunklen und verregneten Gassen der Alten Stadt.

Sie küßten sich und aßen und tranken – diesmal in einem alten, ehemals klösterlichen Brauereigasthof, in dem sie hofften, von niemandem erkannt zu werden. Paul war glücklich. Er ahnte noch nichts von dem Einschnitt, der ihm in der Beziehung mit Friederike direkt bevorstand.

Nach dem Essen war klar, daß er sich jetzt endgültig in ihre Arme stürzen sollte. Es war kurz vor Mitternacht, ihre Töchter schliefen, die Wohnung lag völlig still. Nackt warfen sie sich aufs Bett und begannen das übliche Vorspiel, bei dem er ihre Schamlippen küßte –

diesmal so lang, zärtlich und erregend, daß er schon bei dieser Gelegenheit seinen Samenerguß bekam. Sie schickte ihn nicht weg. Sie lagen nebeneinander und setzten die Liebkosungen fort, auf daß er sich aufs Neue erregen und in sie eindringen könnte.

Da klingelte das Telefon. Friederike ließ es einige Male klingeln, und Paul hatte schon gehofft, daß es aufhören möge. Plötzlich stand sie jedoch auf, mit den Worten: »Ich kann das nicht haben!« und hob ab. Aus dem Nebenraum hörte er sie unter anderem sagen: »Ja freilich, komm halt!« Danach legte sie auf. Irgendwie belustigt lächelnd sowie in ihrer ganzen Nacktheit strahlend kam sie ins Schlafzimmer zurück und erklärte: »Dieter hat angerufen. Er hat sein Auto in der Nähe geparkt und will in fünf Minuten heraufkommen.«

Paul war verwirrt. »Ja, aber … was mach' ich jetzt?« stammelte er entgeistert. »Ich weiß nicht. Du kannst fortgehen oder dableiben – wie du meinst. Das mußt du selber wissen.« In Paul regte sich Feigheit, und er beging einen der entscheidendsten Fehler in der Beziehung mit Friederike: Er stand schnell auf und warf sich seine Kleider über. Auch Friederike zog sich an und machte das Bett. Währenddessen sagte sie: »Da hast du Glück gehabt. Normalerweise kommt Dieter einfach so hier herein, ohne vorher anzurufen. Er hat ja einen Schlüssel.« Paul legte sich einige Ausreden zurecht, wobei sich seine Angst steigerte. Er malte sich aus, daß der harmlose Dieter jähzornig werden und ihn tätlich angreifen oder gar niederschießen könnte.

Ohne sein Hemd zuzumachen streifte er sich den Pullover über, nahm den Mantel über den Arm, ließ die Schuhbändel offen und eilte dem Ausgang zu. Friederike beobachtete ihn amüsiert: »Eine richtige Slapstick-Szene!« Das war das letzte, was er von ihr hörte. Er stürzte gleichsam die Treppe hinunter, raste durch die Haustür und das Eingangsgitter, dann schnell auf die nächtliche Straße, fliehend, nur nach Hause, ohne sich umzudrehen.

Tagelang hörte er nichts von Friederike. Oder war

es eine Woche? Paul wußte es nicht mehr. Er war gebeutelt von Selbstvorwürfen, wegen seiner Feigheit beziehungsweise seiner Unvorsichtigkeit. Im Grunde war er sich immer noch nicht sicher, ob das Dableiben nicht doch richtiger gewesen wäre. Dann rief er bei ihr an. Sie trafen sich im *Roma*. Friederike hatte ihn diesmal nicht geschimpft, daß er – entgegen ihres Verbots – von sich aus angerufen hatte. Sie erzählte ihm, Dieter sei gekommen und habe berichtet, daß er bei seiner Ankunft gerade noch gesehen habe, wie Paul um Mitternacht in Friederikes Haus hineinging. Dann habe er noch etwas im Auto gewartet und sie »vorsichtshalber« angerufen. Nachdem er gesehen hatte, wie Paul wenige Minuten danach das Haus verließ, sei er gekommen und habe sie zur Rede gestellt. Sie sagte nur, Paul habe sie halt besucht. Anschließend hätte sie sich mit Dieter ins Bett gelegt. Eine Stelle auf dem Bettuch sei jedoch naß gewesen. Dieter war entsetzt. Sie sagte: »Ich hab vorhin mit den Kindern noch was im Bett gegessen und dabei haben sie die Getränke verschüttet.« Doch Dieter sei wortlos aufgestanden, habe sich einige Sachen zusammengepackt und das Haus verlassen.

Friederike wollte nicht wahrhaben, daß er sie so einfach verlassen hatte. Sie war wütend auf Dieter. Darüber wunderte sich Paul. Er sagte aber nichts. Insgeheim hoffte er, daß es zwischen Friederike und Dieter aus sei; er wagte jedoch nicht dran zu glauben. Jetzt mußte er ihr erst einmal gut zureden, denn sie schien im Innersten verletzt. Ähnliche Verletzungen muß es in ihrem Leben schon mehrmals gegeben haben, dachte Paul, weil sie keine Frustrationstoleranz mehr hatte und von allen Seiten enormen Anklang brauchte. Paul nahm an, daß sie sich aus diesem Grund heute mit ihm getroffen hatte und daß die Suche nach Anklang die Grundlage für das ganze Zusammensein mit ihm sein müsse.

Erst als sie sich an diesem Tag trennten, fiel Paul auf, daß sie sich ausnahmsweise nicht berührt hatten. Sie war eben genervt von der Sache mit Dieter. Inso-

fern fühlte sich Paul nicht verunsichert. Seine Ängste kamen erst zum Vorschein, als sie in den folgenden Tagen weder anrief noch im Stammcafé beziehungsweise in der Alten Weinstube erschien. Deshalb faßte er sich ein Herz und rief nach einigen Tagen selbst bei ihr an. Sie antwortete leicht ablehnend, aber nicht schroff. Worüber sie sich am Anfang des belanglosen Telefonats unterhielten, wußte Paul nicht mehr. Zum Schluß fragte er, wie es um den Kontakt zu Dieter stehe. Wie selbstverständlich gab sie an, daß er in den letzten Tagen gekommen sei. Er habe angerufen und sei anschließend vorbeigekommen. Sie hätten zuerst über die »Slapstickszene« gestritten, aber sie hätte ihm alles erklären können und sei ihm wegen seiner »Vermutungen« sogar böse gewesen. Dieter wollte nur wissen, wie er mit ihr »dran sei«. Das konnte Paul gut nachempfinden; solch eine Sicherheit war seiner Meinung nach mit Friederike jedoch niemals zu haben.

Von nun an begann Pauls größte Schreckenszeit. Sie trafen sich immer weniger. Als Paul Friederike küssen wollte, sagte sie: »Damit hören wir jetzt auf.« Er war darüber so entsetzt, daß er nicht reagierte, weil er hoffte, diese Worte gleichsam ungeschehen zu machen. Aber sie wurden Wirklichkeit. Von einem Besuch in ihrer Wohnung oder gar vom Miteinander Schlafen war nun gar nicht mehr die Rede. Die Anrufe Pauls wurden von ihr endgültig verboten, die Treffen immer seltener.

Paul glaubte sich eins ums andere Mal der Verzweiflung nahe. Immer häufiger endete er – nach langen, erfolglosen Rundtouren durch die Cafés und Kneipen, in denen sie sich aufzuhalten pflegte – in irgendeiner Lokalität, in der sie zusammen »glückliche Stunden« verbracht hatten, und trank. Wenn er sie doch traf, war er erst glücklich, dann wieder verzweifelt wegen ihrer Schroffheit und Abweisungen. Wenn er sie nach dem Grund fragte, sagte sie zum Beispiel, daß sie doch den Dieter liebe. Das war für Paul natürlich nicht ausreichend; hatte er doch längere Zeit erlebt, wie sie trotz

ihres Freundes im Hintergrund mit ihm, Paul, zusammen war.

In seinem Innern verklärte sich die Zeit der engeren Beziehung zu ihr, die in Wirklichkeit »nicht vorhanden« war. Er steigerte sich in die Sinnlosigkeit und Unverständlichkeit ihrer Zurückweisung hinein. Wenn er allein in einer Kneipe war, sprach er manchmal andere Frauen an und erzählte ihnen von seinem Schicksal. Einige reagierten zurückhaltend, andere gingen sehr verständnisvoll auf ihn ein und erzählten dann von ihren eigenen schwankenden Beziehungen. Mit manchen dieser mitleidigen oder nur zuhörenden Frauen traf sich Paul mehrmals und sie wurden gute Bekannte. Aber darauf legte er eigentlich keinen Wert; er wollte nur wieder mit ihr, mit Friederike, zusammen sein.

Aber es war einfach kein richtiger Kontakt mit ihr herzustellen: Das Anrufen hatte sie verboten, das Klingeln an ihrer Haustür wäre sowieso ein völlig unerlaubter Akt gewesen. Und das zufällige Treffen auf der Straße oder in einem Lokal bot keinerlei Verläßlichkeit. Deshalb schrieb Paul seitenlange Briefe, voll von ausführlichen erotischen Anspielungen. Anfangs antwortete sie sogar auf einzelne seiner Sendungen, aber der Wert eines unverbindlichen Stücks Papier konnte Pauls Sehnsucht in keiner Weise befriedigen. Manchmal kramte er dann elegisch in den Zetteln und Briefen, die er früher von ihr erhalten hatte. Sie waren schon damals von merkwürdigen Widersprüchen geprägt. Zum Beispiel erwähnte sie einerseits ihre sexuellen Sehnsüchte nach ihm, ein paar Zeilen weiter bemerkte sie kurz, sie wolle ihn nie wiedersehen.

Einzelne Begegnungen kamen immerhin zustande. Sie waren so geartet, daß Paul die Hoffnung nicht aufgeben konnte. Außerdem hatte sie ja nie expressis verbis mit ihm Schluß gemacht. Er brachte ihr immer wieder einzelne Geschenke mit, die sie nur zögernd oder gar nicht annahm. Darunter war zum Beispiel eine Fotografie von ihrer Tochter, als Hexe verkleidet;

oder eine wertvolle Delfter Kachel, auf deren Rückseite Paul – grafisch schön gestaltet, wie er meinte – geschrieben hatte: »Ich hab dich so lieb, ich würde dir ohne Bedenken eine Kachel aus meinem Ofen schenken.«

Aber es half nichts: Sie trafen sich höchstens einmal pro Woche, meist im Café im Beisein anderer, sie berührten sich nicht mehr, küßten sich nicht und schliefen natürlich nicht miteinander. Warum sie sich letztlich so verhielt, das wußte Paul nicht, auch wenn er sich ständig den Kopf darüber zermarterte, an sich selbst zweifelte oder jede einzelne Minute analysierte, die sie miteinander verbracht hatten.

In seiner Verzweiflung stand Paul dreimal sehr früh auf, um sie an ihrem Auto, bei der Abfahrt zur Schule, abzupassen. Er wollte ihr ein Geschenk überreichen, manchmal nahm sie es an, benahm sich gleichzeitig aber sehr mürrisch – natürlich verständlich am frühen Morgen, dachte sich Paul. Ihm ging es genauso. Als er sie das dritte Mal am Auto abpassen wollte, wurde sie böse und verlangte, daß er endlich mit dem Briefeschreiben aufhören solle. Daraufhin ging Paul deprimiert in ein Café, aß aber nichts. Hektisch blätterte er die Zeitschriften durch, um das sonst von ihm so verachtete Horoskop zu lesen. Die dort geschilderten Zukunftsaussichten waren meist glänzend für ihn. Konkret änderte sich aber nichts.

Einigemale wartete er an dem von ihr regelmäßig angefahrenen Parkplatz, um sie anzusprechen, wenn sie von der Schule heimkam. Bei diesen Gelegenheiten war sie etwas freundlicher zu ihm und ging sogar bei einzelnen Treffen mit auf ein Glas Wein oder Bier. Schließlich verbat sie sich auch diese Möglichkeit der Kontaktaufnahme mit den Worten: »Hör endlich auf, mich zu verfolgen!« Von diesem Verlangen war Paul dermaßen geschockt, daß er sich kurzzeitig vornahm, endgültig mit ihr Schluß zu machen. Er kam sich so elend und unwürdig vor. Er sollte eine Frau regelrecht »verfolgen«! Das konnte und durfte es nicht geben.

Andererseits war seine Sehnsucht unbesiegbar. Aber jede Möglichkeit der Kontaktaufnahme seinerseits schien ihm völlig verbaut, wenn er noch ein bißchen Ehre im Leib haben wollte.

Da gab es ausschließlich die zufälligen Treffs im Café. Es war am Freitag nach dem Ostermontag, als eine halbe Stunde lang das Paradies für Paul zurückgekehrt schien. Diesem »Paradies« folgte die Hölle, eine Katastrophe, die sein ganzes weiteres Leben prägen sollte.

9

Paul sass mit seiner frau und zwei freunden, mit Emma und Klaus, im Café, als Friederike erschien. Sie setzte sich in Pauls Nähe und versuchte sich mehr und mehr in die Gespräche einzumischen. Vor Emma und Klaus galten Paul und Barbara noch völlig vereint, sie hatten die beiden schon lange nicht mehr gesehen und ihnen nichts über ihre Trennung mitgeteilt. Die Freundschaft hatte Barbara begonnen; denn sie hatte Emma während ihres Studiums kennengelernt. Klaus war ihr Lebenspartner, mit dem sie zusammenwohnte, nachdem sich ihr Mann wegen einer Krankheit das Leben genommen hatte.

Emma war auch Lehrerin geworden, so daß man mit Friederike ein gemeinsames Thema hatte. Paul wußte nur wenig zu all dem zu sagen, ebenso wie Klaus, der im kaufmännischen Bereich tätig war. Paul unterhielt sich mit ihm recht gut, weil ihn früher die Geschäfte im Verlagsbereich sehr interessiert hatten. Friederike versuchte, Paul und seinen Gesprächspartner in *ihre* Unterhaltung mit einzubeziehen. Das legte Paul als neues Interesse an ihm selbst aus und wurde zunehmend fröhlicher. Er bestellte sogar eine Runde Prosecco, bei der Friederike zuerst zögerlich, dann aber doch mittat. Da merkte Paul, daß er mit dem »neuen Interesse« recht gehabt hatte: Friederike wollte Paul plötzlich mit allen Mitteln von seiner Frau und den Gästen ablenken. Mehrmals warf sie Blicke zu Paul hinüber, die wie früher verführerisch wirken sollten. Manchmal kam sie mit ihren Händen Paul »gefährlich« nahe, was ihn noch mehr berauschte als die Menge Alkohol, die er zu sich nahm.

Schließlich mußte er die Toilette aufsuchen. Sie lag in diesem Café nach wie vor im ersten Stockwerk. Als er die Treppe wieder herunterkam, stand Friederike wie damals am unteren Ende des Geländers und wartete verheißungsvoll auf Paul. Er ging sofort wortlos auf sie zu, nahm ihren Kopf in beide Hände und küßte sie –

wohl mit dem am längsten andauernden Zungenkuß, den sie jemals ausgetauscht hatten. Das war das Paradies für Paul. Wie sie es empfand, das wußte er nicht.

Alle Zweifel und Erniedrigungen schienen verflogen. Alle Schmerzen der Sehnsucht und des Verlangens grundlos. Diese Minuten der Vereinigung im Kuß wollte sich Paul für immer einprägen. Das Paradies kann man tatsächlich schon auf Erden erleben, dachte Paul, auch wenn es nur für einen Augenblick ist. Aber: Was spielt da die Zeit für eine Rolle? Es kommt nur darauf an, daß es grundsätzlich stattfindet. Wie lange es dauert, ist egal. In einem einzigen Augenblick, und sei er auch noch so kurz, vollzieht sich eine Ewigkeit.

Als sie endlich voneinander abließen, noch nicht satt vom gegenseitigen Genuß, aber erschöpft, war Paul schwindlig wie einem Fünfzehnjährigen. Er sah ihr tief in die Augen, sie lächelte verspielt und hintergründig. Dann ging er voraus, zurück ins Café. Sie wartete noch ein Weilchen und kam dann nach. Ob die anderen merkten, daß im Treppenhaus etwas mit ihnen geschehen war, das wußte Paul nicht. Barbara wird sicher etwas geahnt haben, dachte er. Später wurde ihm klar, daß sie tatsächlich alles wußte; denn sie fragte nach und Paul erzählte ihr von dem Ereignis, nachdem man das Café und die Gäste verlassen hatte. Paul verabschiedete sich noch von Friederike mit der Bemerkung, er wolle heute Abend in den Jazzkeller gehen. Er wußte noch nicht, daß er damit den ersten Schritt auf die Katastrophe hin getan hatte.

Auf dem Heimweg unterhielt er sich mit Barbara über sein neues Glück. Sie versuchten herauszubekommen, warum sich Friederike plötzlich wieder angenähert habe. Dabei wurde ihnen beiden klar, daß es die Art gewesen sein müsse, wie Paul sich mit den Gästen unterhielt: Friederike fühlte sich ausgeschlossen. Sie muß auf die Gäste eifersüchtig geworden sein. Jede Art »Rückzug« von ihm kann also eine Annäherung Friederikes auslösen, schloß Paul. Als Barbara und er das festgestellt hatten, faßten sie einen Plan.

Es war höchstwahrscheinlich, daß Friederike an diesem Abend ebenfalls den Jazzkeller aufsuchen würde, um Paul zu treffen. Er nahm sich vor, erst einmal abwesend zu sein, um nicht den Eindruck zu erwecken, er wolle sie verfolgen. Er sollte erst später kommen – und was sich dann ergebe, das werde man sehen. Barbara erklärte sich bereit, gleich in den Jazzkeller zu gehen und Paul telefonisch zu verständigen, falls Friederike auftauche. Dann könne er immer noch entscheiden, was er unternehmen wolle. Paul kam sich mit dem Plan recht raffiniert vor. Er wußte noch nicht, daß er zur kommenden Katastrophe bereits einen zweiten Schritt getan hatte.

Ungeduldig ging er am Abend in eine Kneipe, die in der Nähe der Alten Weinstube und dem gegenüberliegenden Jazzkeller lag. Um zehn Uhr, als sich Barbara noch nicht gemeldet hatte, wurde er unruhig. Er trank kaum Alkohol, um fit zu bleiben und hielt stets sein Funktelefon in Griffbereitschaft. Um elf Uhr klingelte es. In äußerster Erregung drückte er die Annahmetaste. Barbara meldete sich, Jazzmusik war im Hintergrund zu hören. »Friederike war gerade da, hat sich umgeschaut und ist dann wieder gegangen«, teilte Barbara verschwörerisch mit.

Paul war entsetzt. Sie ist wieder gegangen! Wie sollte er unter diesen Umständen heute Nacht noch mit ihr zusammentreffen? Damit hatte er nicht gerechnet. Es beruhigte ihn nicht, daß Barbara sich für ihn freute: »Sie hat sicher nach dir Ausschau gehalten!« sagte sie. »Aber dann ist sie gegangen, wahrscheinlich enttäuscht – und ich sehe sie nie wieder«, jammerte Paul. Dafür hatte Barbara kein Verständnis. »Wart noch eine Weile und komm dann in den Jazzkeller. Wer weiß – vielleicht taucht sie noch einmal auf!«

Paul war wie gelähmt. Er konnte nicht anders als seiner Frau zu gehorchen. Er bestellte noch ein Bier und trank schneller als gewohnt. Dann hielt er es nicht mehr aus und machte sich auf den Weg in den Jazzkeller. Die Luft war warm, aber es goß in Strömen. Er

begegnete vielen Leuten in der Gegend, in der sich die meisten Kneipen der Stadt befanden, in dieser Samstagnacht nach dem Ostermontag. Einige Betrunkene torkelten herum, unter einem vorkragenden Dach standen zwei Paare in enger Umschlingung. Eine der Frauen rief Paul etwas nach, was er nicht verstand – und auch gar nicht verstehen wollte. Die ganze Atmosphäre schien ihm irgendwie aufgeheizt, aufgeladen mit erotischer Erregung und Aggression. Selbst die Scheinwerfer der durchfahrenden Autos wirkten befremdlich auf Paul.

Schließlich erreichte er den Eingang zum Jazzkeller. Er zahlte Eintritt und ging gespannt ob der Verhältnisse, die ihn erwarteten, die Treppe hinunter. Der Rauch von den vielen Zigaretten, die dort unten geraucht wurden, der Geruch der Gäste und die wohlklingende Musik schlugen ihm sofort entgegen. Als er unten angekommen war, sah er die Band und die Menge der Zuhörer im Dunst nur schemenhaft. Die harten Rhythmen des Schlagzeugs versetzten die Gäste in swingende Bewegungen.

Nachdem sich Paul beruhigt hatte, erkannte er einzelne Leute. Alle waren sie da, die ganze Szene: Fotografenkollegen, Lehrer, Schriftsteller, Kollegen von den Zeitungen und deren Frauen. Von einzelnen wurde Paul winkend begrüßt, andere achteten nur wenig auf ihn; denn die Band war zu einem langsamen, hochkonzentrierten Stück übergegangen. Lange dürfte es nach der Meinung Pauls nicht mehr dauern und der Abend würde beendet sein.

Dann erkannte er Barbara. Sie hatte im vorderen Bereich, in der Nähe der Band, einen Sitzplatz ergattert. Paul schlug sich zu ihr durch und begrüßte sie, indem er sich zu ihr herabbeugte, um die anderen Zuschauer nicht zu stören. »Sie ist da!« sagte Barbara. »Mach's gut, ich geh jetzt. Gut Nacht!« Viel mehr sprachen sie nicht miteinander. Anschließend begab er sich nach hinten, wo er Friederike antreffen sollte.

Sie stand mit einigen ihrer Freunde in der Nähe der

Theke, an einen hohen Tisch gelehnt. Paul kannte ihre Gesprächspartner zum Teil und wollte sich dazustellen. Aber Friederike machte keine Anstalten, ihm einen Platz einzuräumen. Auch die anderen bewegten sich kaum, weil sie Paul nicht so gut kannten. Deswegen blieb er verschämt ein wenig abseits stehen und beobachtete die Runde. Warum sie ihn nicht ranließ, das wußte er nicht. Wahrscheinlich war sie ihm böse, weil er vorhin nicht gleich anzutreffen war.

Friederike sah übermüdet aus, das merkte Paul sofort, obwohl auch er einiges getrunken hatte. Sie lehnte sich abwechselnd an den hohen Tisch, dann ließ sie ein wenig Abstand und schwankte. Zwischendurch warf sie einen verwirrten Blick zu Paul hinüber. Trotz all dieser Umstände wuchs seine Sehnsucht, ihr wieder nahe zu sein. Aber sie schien nichts dergleichen vorzuhaben.

Im Gegenteil. Sie sprach intensiver mit den Männern, die an ihrem Tisch herumstanden. Sie griff mit den Händen nach ihnen, streichelte einen und legte ihren Kopf an den seinen. Das erweckte Pauls Eifersucht auf eine bisher von ihm nie gekannte Weise. Er wurde wütend; hatte sie ihn doch mit der Begründung zurückgewiesen, sie sei mit ihrem Freund Dieter zusammen, den sie liebe und der der Mann ihres Lebens sei. Von Dieter war aber weit und breit nichts zu sehen. Er war an diesem Wochenende gar nicht zu Friederike in die Alte Stadt gekommen.

Dann löste sie sich vom Tisch und ging wortlos, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, an Paul vorbei. Bald grüßte sie den nächsten Bekannten, den Fotografenkollegen, den sie damals, bevor sie erstmals mit Paul im Bett war, fortgeschickt hatte. Sie ging auf ihn zu, liebkoste ihn, zärtlich seine Hände haltend. Charmant blitzte sie ihn mit ihren Augen an, genau so, wie sie es bei Paul immer getan hatte. Wenn jedoch ein anderer Mann vorbeikam, warf sie auch ihm einen freundlichen, Zuneigung heischenden Blick zu, verheißungsvoll oder zumindest interessiert.

Paul war entsetzt und wütend zugleich. Er schwamm in permanenter Angst, daß endlich einer der Männer stärker auf sie eingehen könnte; daß er eine Möglichkeit sähe, mit ihr ins Bett zu gehen. Und Paul mochte in dieser Nacht nicht dafür garantieren, daß sie diesen Mann zurückweisen würde.

Kurzzeitig stand sie allerdings allein an dem hohen Tisch und trank ihr Bier. Paul war sich zu fein, an sie heranzutreten. Er hielt Abstand. Dann trat eine Freundin Friederikes an den Tisch und unterhielt sich kurz mit ihr. Paul hörte sogar, worüber sie sprachen: Das Thema war der tragische Tod von Friederikes Mutter. Sie war ungefähr ein halbes Jahr, bevor er Friederike das erste Mal gesehen hatte, gestorben. Dieses Thema versetzte Friederike jedesmal in eine nicht abzuwehrende, tränenreiche Rührung, für die Paul Verständnis hatte.

Tatsächlich begann sie nach kurzer Zeit zu weinen, riß sich vom Tisch los und stürzte in Richtung Toilette. Paul lief ihr nach und wartete vor der Toilettentür an einem Zigarettenautomat. Nach längerer Zeit, die Paul wie eine Ewigkeit erschien, kam sie mit verweinten Augen heraus. Starr erhobenen Hauptes schritt sie mit ihren langen Beinen an ihm vorbei. Er ging ihr nach. Verelendet stellte sie sich an den hohen Tisch mit ihrem Weizenbier zurück. Paul blieb in einiger Entfernung stehen. Als ein Bekannter vorbeikam, um sie zu grüßen, zog sie seinen Kopf heran und küßte ihn. Überrascht lächelnd ging er weiter. Dann grinste sie einem fremden Mann zu, der sich schon die ganze Zeit in der Nähe des Ausgangs zur Treppe aufgehalten und sie beobachtet hatte. Er schien es auf sie abgesehen zu haben. Paul wurde besonders wütend, weil sie jetzt deutlich mit Männern anbandelte, denen sie seiner Meinung nach nie vorher begegnet war.

Sie lächelte mit geringen Unterbrechungen zu dem Fremden hin, trank von ihrem Bier, streichelte einen Nebenstehenden und küßte einen Vorübergehenden. Ihre Augen wurden wässrig. Sie schwankte. Die Band

spielte jetzt ein heißes Stück als Zugabe. Sie verschüttete ihr Bier. Paul konnte ihren Zustand nicht mehr mit ansehen. Wütend stürzte er auf sie los und fuhr sie an: »Geh heim!« Trotzig und stumpf blickte sie ihn an. »Geh endlich heim!« wiederholte Paul. »Oder brauchst du noch mehr Männer?« Sie grinste verlegen, unsicher. Paul war in Rage. Er deutete auf die Umstehenden. »Willst du's vielleicht mit dem probieren? Oder mit dem?«

Friederike stand völlig ratlos, schwankend. »Geh heim!« befahl Paul. Er war jetzt dicht an ihrem Ohr, roch ihre Alkoholfahne, die ihn nun gar nicht mehr so faszinierte wie damals. Dieser Fratz machte ihn bloß noch wütend. Ob ihn jemand beobachtete oder was außen herum geschah, kümmerte ihn nicht. Nur die Jazzrhythmen dröhnten an sein Ohr, außerdem Jubelschreie und Anfeuerungsrufe. Die Band steigerte sich zu einem Höhepunkt. »Geh heim!« schrie er sie an – und wandte sich ab … alles, alles, sein ganzes »neues Leben«, das vermeintliche Paradies, zurücklassend, zusammengebrochen.

Sofort stieg Reue in ihm hoch. Er wollte auf sie zugehen, aber sie hatte sich schon vom Tisch gelöst und sagte fest: »Ich geh heim!« Nun war es also soweit. Das hättest du vielleicht auch anders erreichen können, dachte Paul. Jetzt bist du der Idiot. Während sie ihre Lederjacke aus einem Berg von Mänteln herauskramte, warf Paul seinen Mantel über und raste zum Ausgang. Er hatte keine Rechtfertigung mehr. Er mußte einfach verschwinden.

Im Rausgehen sah er noch, daß Friederike, bereits in Lederjacke und zum Abgang bereit, bei dem Fremden stehenblieb und mit ihm zu sprechen begann. Das arbeitete in Paul weiter, während er die Stufen nahm und dem Ausgang zur Straße entgegenflog. Es regnete in Strömen. Die Sperrstunde war überschritten. Eine Menge von Leuten, die aus den Lokalen herausgeschmissen worden waren, bevölkerte die Straße. Taxis rasten durch, Wasserlachen zur Seite peitschend. Einige grölten hinterher.

Die Atmosphäre war noch aufgeladener als vor einer Stunde. Aus dem Oberlicht des Jazzkellers rummsten die letzten dumpfen Rhythmen der Band.

In Paul arbeitete die Eifersucht. Wie lange würde sie sich mit dem Fremden unterhalten? Könnte er derjenige sein, dem es in dieser Nacht endgültig gelänge, sie abzuschleppen? Am Straßenrand stehenbleibend malte er sich eine Verkettung fatalster Ereignisse aus: Friederike hätte dem Fremden viel zu sagen, unter anderem über Paul. Der Fremde würde vorschlagen, woanders weiterzureden. Sie würde ihn mit in die Wohnung nehmen, wo sie sich näherkämen, um schließlich ins Bett zu steigen. Paul wäre dann für immer out.

In Paul brach alles zusammen. Er kämpfte mit den Tränen. Wütend mit sich selbst und wütend auf Friederike stampfte er auf die Straße. Er schlug den Heimweg ein. Ein paar Meter weiter hatte er sich's anders überlegt. Er kehrte um. Paul stellte sich vor einem Schaufenster unter ein Regendach und wartete. Aber sie kam nicht. Er rauchte eine Zigarette. Leute strömten vorbei, manche glotzten ihn verwundert an. Paul reagierte nicht. Dann wollte er schauen, wo sie blieb. Er schnippte die Zigarette in eine Pfütze und verschwand im Eingang zum Jazzkeller. Auf der Treppe sah er sie entgegenkommen. Ohne sie in Empfang zu nehmen drehte er sich um und sauste nach oben, wo er seitlich stehenblieb, den Ausgang freihaltend.

Neben ihm stand ein anderer Mann, ein Arzt, mit dem Paul sich bereits einige Male unterhalten hatte. Seinerzeit empfahl ihm dieser Arzt die Lektüre eines portugiesischen Schriftstellers, den Paul anschließend sehr schätzte. Friederike kannte den Arzt noch besser, und er war es auch, mit dem sie noch vor einer halben Stunde Kopf an Kopf am Tisch gestanden war.

Nun kam sie raus und ging vorbei. Paul blickte den Arzt an und der Arzt blickte Paul an. Sie verstanden sich. »Vielleicht schau ich nach wie sie heimkommt«, sagte Paul. »Ja, schau mal«, antwortete der Arzt. Seine Bemerkung elektrisierte Paul. Die Möglichkeit, erneut

etwas zu tun, befeuerte ihn. Er war berufen. Er hatte die Verantwortung für sie. Daß ihr nichts passiert.

Paul rannte los. Hinein in den Regen, in die Menschenmenge, die vorbeifahrenden Taxis, die Lichter, die Hoffnung – einmal noch sie zu sehen. Daheim. Allein im Bett. Ihre Müdigkeit überwindend. Morgen ist alles wieder ganz anders. So hoffte Paul.

Plötzlich stand sie vor ihm: mitten auf der Straße, breitbeinig, die Hände trotzig in den Taschen der schwarzen, nassen Lederjacke. Sie schaut in Richtung Jazzkeller, aus der Paul herkommt. Sie will nicht nach Hause. Und es sich schon gar nicht von diesem Kerl vorschreiben lassen, der sich wie ein Vater aufspielt. Ich bleib jetzt erst mal hier stehen. Der Regen macht mir nichts, hat mich noch nie gestört. Noch nie in meinem Leben hab ich einen Regenschirm besessen. Natürlich. Paul im Anmarsch. Was will der von mir?

Er kommt auf sie zugeschossen, packt sie am Arm und zerrt sie zur Seite. Jetzt wird er also grob. Grob und gewalttätig. Das hab ich mir bei diesem Mann gedacht, daß es mal soweit kommt. Einige gehen johlend vorbei, andere weichen aus. Paul umklammert sie mit dem rechten Arm an der Hüfte, mit dem linken schiebt er sie weiter. »Geh jetzt heim! Geh heim!« schnaubt er. Wie lächerlich. Richtig ausgeliefert ist er seiner Wut. Das tut aber weh. Entwürdigend.

»Wenn du nicht heimgehst, drück ich dir deine Nägel ins Kreuz!« faucht er, außer sich vor Wut. Er denkt anscheinend, daß ich mal »genagelt« wurde, nur weil ich immer Kreuzschmerzen habe. Mir wird schwindlig – jetzt reißt er mich derb über die Bordsteinkante.

Sie fällt. Auf die nassen, kalten Steinplatten. Prellungen am Steißbein, Prellungen am Arm und an den Händen, Blutergüsse um die ganze Hüfte herum. Ja, da stehst du nun und glotzt mich an. Paul steht zitternd und ist plötzlich ein kleiner Junge geworden. So ungefähr vier Jahre alt. Er ist mit seinem neuen Fahrrad ums Haus gefahren. Plötzlich kam ein kleines Mädchen aus der Nachbarschaft dahergelaufen, direkt in seinen

Weg. Warum weicht sie nicht aus? Er kann mit dem Rad noch nicht so richtig umgehen und fährt das Mädchen an. Es fällt um, mit dem Rücken auf den Bürgersteig, und fängt weinend an zu schreien. Paul steht da und zittert.

Eine Gruppe netter, junger Kerle reißt Paul aus seinen Erinnerungsbildern. »Lassen Sie die Frau in Ruh!« ruft einer. Und: »Sollen wir Ihnen helfen?« – »Ja, helfen Sie mir. Der Mann bedroht mich!« Paul weicht zurück. Auf diese Leute scheint Verlaß. Die tun ihr nichts. Sie helfen ihr auf, stützen sie und lassen sie weiterlaufen. Sie geht sicher, mit großen Schritten in die Richtung, in der sie wohnt. Da kommt ein Taxi. Paul hält es an. Er geht rein und sagt: »Fahren Sie dieser Frau nach. Ich will schauen, ob sie gut heimkommt!« Der Wagen fährt an und befindet sich schnell auf der Höhe Friederikes. Paul kurbelt die Scheibe runter und ruft hinaus: »Komm, steig ein, ich bring dich nach Hause!«

Sie reagiert nicht, sondern schreitet starr voran. Paul befiehlt dem Fahrer, die Straße anzusteuern, in der sie wohnt. Sie müssen einen Umweg machen, denn die Brücke, die vor ihnen liegt, ist nur eine Fußgängerbrücke. Paul sitzt zitternd im Fond. Du hast alles falsch gemacht. Kannst du wenigstens jetzt noch etwas retten, ihren Gesamteindruck von der Nacht korrigieren?

Das Taxi erreicht den Brückenkopf auf der anderen Uferseite. Da sieht er sie auch schon – aber in welcher Situation! Gebückt rennt sie, die linke Hand vor dem Mund, auf dem Bürgersteig dicht an den Häuserwänden entlang, manchmal abdriftend, dann wieder auf die Hauswände zu, so als wolle sie sich daran abstützen. Die rechte Hand winkt abwehrend zur Seite, zum parallel laufenden Fahrradweg hin. Dort begleitet sie ein Radler – ganz deutlich erkennt Paul den Musiker Rudolf, mit dem sie noch vor einem halben Jahr zusammengewohnt hatte. Er streckt ab und zu während der Fahrt seine linke Hand nach ihr aus.

Paul wirft dem Taxifahrer einen größeren Geld-

schein hin und steigt aus. Die beiden kommen ihm auf der anderen Straßenseite entgegen. Sie machen weiter wie vorhin: Er radelt neben ihr her, sie rennt gebückt weiter, mit der einen Hand abwehrend, die andere Hand am Mund. Als sie Friederikes Haus mit der Gittertür erreicht haben, saust sie hinein und Rudolf fährt weiter. Paul bleibt wie angewurzelt stehen. Plötzlich ist alles still.

Paul geht auf der anderen Straßenseite bis zur Höhe ihres Hauses. Sie ist drin, die Tore und Türen sind zu, das Licht ist aus. Sie ist raufgegangen und in Tränen ausgebrochen. Sofort geht sie ins Bad und zieht sich aus. Da sieht sie ihre Verletzungen: Schürfwunden, Prellungen, Blutergüsse. Vorsichtig zieht sie die restlichen Sachen vom Körper und tupft die eine oder andere Stelle ab. Wäscht sich. Dann geht sie unruhig in der Wohnung umher. Nach einer Weile nimmt sie den Telefonhörer ab und ruft Rudolf an. »Du mußt mir helfen. Ich werd bedroht«, sagt sie mit dramatischer Stimme. Jemand habe sie brutal geschlagen. Der Musiker geht nicht auf sie ein. Sie legt auf.

Paul bedroht niemanden mehr. Erschüttert geht er heim. Er nimmt nichts mehr wahr. Ob es regnet oder nicht, ob ihn jemand sieht – nichts. Daheim angekommen geht er sofort ins Schlafzimmer von Babara und setzt sich, noch im Mantel, auf ihr Bett. Sie erwacht augenblicklich. »Was ist los?« fragt sie. »Es ist aus, alles aus. Es ist was ganz Schlimmes passiert«, sagt Paul. »Ich hab die Friederike verprügelt.« Und er erzählt ihr, unterbrochen von einzelnen Fragen, die ganze Geschichte haarklein. Paul nimmt alle Schuld auf sich. Als er fertig ist, meint Barbara sofort, daß sie, Friederike, an diesem »Streit« nicht ganz schuldlos sei – Paul hätte sie allerdings nicht so grob behandeln dürfen. Aber morgen sähe alles wieder ganz anders aus.

Das glaubte Paul nicht. Er sah die Entscheidung gefällt: »Alles ist aus und vorbei«, sagte er. Er würde nie wieder mit Friederike zusammenkommen. Dann wehrte er Anfälle von Selbstmitleid ab. »Ich bin an allem

allein schuld«, bekannte er Barbara, »und jetzt muß ich dafür büßen. Daß ich sie nicht mehr behellige, ist noch das mindeste. Ich muß sie völlig in Ruhe lassen. Und kann froh sein, wenn sie mich nicht anzeigt. Oder alles rumerzählt. Vielleicht schickt sie Dieter her, damit er mich verprügelt. Und das geschähe mir ganz recht.«

»Das wird sie mit Sicherheit nicht tun«, entgegnete Barbara,«denn sonst käme ja die Beziehung zu dir ans Tageslicht.« Paul bedauerte es fast, daß sie sich nicht rächen würde. Er wollte dafür büßen. Aber was könnte er tun? Gar nichts, dachte er, nur: Friederike in Ruhe lassen. Ihr aus dem Weg gehen. Die nächste Zeit müsse er sich zurückziehen, allein und einsam sein. Das wäre Buße genug, oder?

Aber das reichte Paul nicht; denn er war im Moment ganz froh, allein zu sein. Schuld zu tragen. Er kam sich fast heldenhaft vor. Nach einer Weile empfand er das Gewicht seiner Tat immer bedrückender. Noch nie hatte er sich etwas derartiges zu Schulden kommen lassen. Wie war er da hineingeraten? Männer, die Frauen schlagen, verprügeln oder gar vergewaltigen – das waren immer die anderen. Im Zusammenhang mit sich selbst war so etwas für Paul nicht denkbar. So etwas tut man nicht, so war er erzogen. Man tut es nicht, nein, das ist völlig undenkbar.

»Wie bin ich nur so weit gekommen?« bat er Barbara um Hilfe. Unaufhörlich fragte er danach. »Das mußt du selbst wissen«, gab sie zurück. Damit fühlte er sich extrem alleingelassen. Er kam zu der Überzeugung, daß ein grundsätzliches Defizit in seinem Charakter vorliegen müsse. Er sei ein anderer Mensch, als er gedacht habe; einfach weniger wert. Schriftstellerei, Fotokunst, Zeitungsartikel – das ist alles nicht so wichtig, dachte Paul, obwohl es sein Selbstbewußtsein – abgesehen von seiner Geborgenheit in der Familie – bisher vollkommen bestimmt hatte. Dann kam die Liebe zu Friederike. Aber was für eine Liebe war das! Die Liebe eines Menschen mit geringerem Charakter.

Er beneidete alle anderen Menschen, die ihrer Ar-

beit nachgingen, Familien gründeten und sich, abgesehen von Ordnungswidrigkeiten im Straßenverkehr, nichts zu schulden kommen ließen. »Sie sind bei weitem wertvollere Menschen als ich, der ich mich an einer Frau vergangen habe«, sagte Paul zu Barbara.

Die Sache mit dem Charakterfehler hielt Barbara für übertrieben. »Du hast einfach nie gelernt, mit solchen Situationen wie im Jazzkeller umzugehen«, meinte sie abwiegelnd. »Ich glaube, du hast manche entscheidenden Dinge des Lebens nicht gelernt. Das scheint mir aber typisch für alle Männer.« Paul ging in Gedanken verschiedene Aufgabenstellungen durch, »Dinge des Lebens«, die man lernen müßte, um ein ordentlicher, zivilisierter Mensch zu sein.

Sofort erinnerte er sich an einen Song, gesungen von Natalie Cole. Darin ging es um die grundlegenden Lebensweisheiten. Der Text hatte Paul so beeindruckt, daß er ihn auswendig kannte. Freilich wirkte seine Botschaft sentimental und vereinfacht; aber nicht trivial. Sie handelte von der Begegnung einer Ich-Person, dargestellt von der Sängerin, mit einem als weise geltenden Mann, den sie interessanterweise unter anderem als schüchtern bezeichnete. Er habe der Sängerin die wesentlichen Dinge des Lebens genannt. Dabei sei er, wie gesagt, etwas schüchtern gewesen, außerdem war er von daheim vertrieben worden und anschließend sehr weit herumgekommen – und vielleicht gerade deshalb besonders weise. Seine Augen hätten einen traurigen Eindruck hinterlassen, seine Hände wurden nicht beschrieben.

Die Sängerin erzählte nun, daß sich ihre Wege an einem »magischen Tag« mit den Wegen dieses weisen Mannes gekreuzt hätten. Sie hätten sich über viele verschiedene Dinge und Personen unterhalten, über Dummköpfe und Könige. Bei dieser Gelegenheit habe der Weise zu ihr gesagt: »The greatest thing, you'll ever learn, is just to love and be loved in return.«

Die Aussage klang einfach und überzeugend, im Grunde eine Binsenweisheit. Immerhin warf sie für

Paul viele Fragen auf. Kann man Liebe lernen? Kann man lernen, geliebt zu werden? Vielleicht geht es darum zu lernen, für Liebe in sich selbst offen zu sein, dachte Paul; bewußter und rigoroser nach der echten, der wahren Liebe zu suchen. Daß es die »wahre Liebe« gibt, dessen war sich Paul sicher.

»Du denkst immer zu theoretisch über alles nach«, warf Barbara ihm vor. »Das hab ich bei der Friederike gemerkt«, gab Paul zu. »Wenn sie mich mit den Händen berührt hat, ist mir mehr klar geworden als durch stundenlanges Nachdenken oder Reden.« – »Reden muß man schon miteinander«, berichtigte Barbara, »man sollte über alles reden können.«

»Sie sind ein Meister der Sprache«, hatte einmal der Laudator bei der Verleihung eines Journalistenpreises zu Paul gesagt. Richtig. Das hatte Paul gelernt. »Aber mit meinen Händen hab ich meine Liebe kaputt gemacht«, gab Paul zu bedenken. »Ich kann nicht die *Sprache der Hände*«, sagte er plötzlich, und es war ihm, als müsse in dem Wort »Sprache der Hände« die Quintessenz alles dessen liegen, was die Dinge des Lebens für ihn beinhalteten. In diesem Ausdruck schien ihm überhaupt die gesamte Weisheit, von der Natalie Cole oder schon Aristoteles gesprochen hatten, verborgen. »Ich kann nicht die *Sprache der Hände*«, wiederholte er und auch Barbara schien's zufrieden. »Ich bin ein Versager in der Sprache der Hände! Das ist es!« rief er immerfort aus, bis Barbara einwandte: »Steiger dich da nicht rein, damit hast du auch nicht den Stein der Weisen gefunden … ein neuer Ausdruck – was soll's? Das ist symbolisch. Damit kann man nicht viel anfangen.«

Sie hatte recht. Er mußte sich beruhigen. »Und schon bist du wieder am Ende mit deinen Bußgedanken und ganz begeistert von dir selbst«, fuhr sie mit ihrer Kritik fort. Paul versuchte zu erklären. »Ich hab mich halt daran erinnert, wie lieb mich Friederike berührt hat, wie sie im Jazzkeller mit ihren Händen so zärtlich zu allen gewesen ist – und ich hab sie brutal

angepackt und herumgezerrt. Ich hab ihre Sprache der Hände falsch gelesen und mich sozusagen falsch ausgedrückt.«

Das konnte Barbara nachvollziehen. »Dann geh in Zukunft sanfter mit ihr um«, trug sie ihm auf und drehte sich zur Seite. Paul sah, daß sie schlafen wollte und zog sich zurück. Bei ihm war an Schlaf nicht mehr zu denken. Ich werd jetzt viel Zeit haben, allein, dachte er, und begann unwillkürlich, über das Motiv »Hände« in der Kulturgeschichte nachzuforschen. Er ging seine Regalreihen entlang und fand etwas über Tilman Riemenschneider, dessen bildhauerische Ausarbeitung der Hände besonders gerühmt wurde. »Zerbrochene Hände« hieß eine Romanbiographie, in der man die Legende erzählte, dem Künstler seien im Bauernkrieg die Hände auf der Folter zerbrochen worden, weil er sich zu sehr mit den aufständischen Bauern solidarisiert habe.

Dann gab es natürlich noch Dürers *Betende Hände* sowie die Hände des *David* von Michelangelo vor dem Palazzo Vecchio in Florenz. Davids Hände, konnte Paul lesen, sollen überdimensional groß dargestellt sein, um die Tatkraft dieses Mannes auszudrücken. Paul las noch von der Handauflegung in der katholischen Kirche und über die Rolle der Hände in den fernöstlichen Kampfsportarten.

Am meisten war Paul von einer anderen Kunstrichtung fasziniert, als ihm nämlich ein Buch über Höhlenmalerei in die Hände fiel. Vor mindestens Jahrtausenden hatten steinzeitliche Jäger ihre Hände auf den bloßen Fels gelegt oder in weiche Erdschichten gepreßt und sie dann mit Farbe umsprüht. Die Magie, die von diesen Abdrücken ausging, fand Paul unvergleichlich. Solche Bilder brennen weiter im Bewußtsein, fand er.

»Jetzt steigere dich da in nichts hinein!« hörte er Barbara gleichsam sprechen. Er mußte bescheiden bleiben; er durfte nicht meinen, in einer Idee plötzlich eine Lösung für alles, eine *Weltformel*, in seinen Händen zu halten. Man muß damit leben können, vieles

nicht zu wissen, dachte Paul. Sicher, ein einziger Handabdruck in einer Steinzeithöhle enthält vielleicht mehr Erkenntnis über den Menschen, als zehntausend Jahre Forschung, aber wir können die darin verborgene Zeichenhaftigkeit nicht entziffern. Nicht durch Handlesen, durch Betrachten der Sternbilder oder irgendeine Baumrinde. Vor allem dürfe er selbst nicht darauf beharren, daß jeweils *seine* Lesart die richtige sei. Niemand dürfe das. Niemand wisse genauestens über solche Zeichen Bescheid, und mit dieser Unwissenheit müsse man fertig werden.

Wahrscheinlich sei ihm im Jazzkeller bei allem, was er in letzter Zeit an eigener Unwissenheit erfahren habe, einfach der Geduldsfaden gerissen: Er wußte wieder einmal nicht, was sie mit ihren Händen sagen wollte, und habe sich blindwütig-eifersüchtig in eine bestimmte Interpretation hineingesteigert.

Dann warf er sich Ablenkung von seiner Schuld vor und die Bilder der vergangenen Nacht, seine eigene fehlgeschlagene »Sprache der Hände«, stieß ganz konkret in seine Gedanken zurück. Ins Leere starrend setzte er sich aufs Sofa und dachte darüber nach, was er tun könne. Dabei schlief er ein.

Er hatte ruhig geschlafen. Darüber wunderte er sich. Barbara war schon aufgestanden, als er erwachte. Er hörte, wie sie in der Küche das Frühstück zubereitete. Eine gemütlich-anheimelnde Atmosphäre von Geborgenheit breitete sich aus, für die Paul seiner Frau heute grenzenlos dankbar war. An diesem Wochenende war sie aus irgendeinem Grund, den Paul vergessen hatte, nicht zu ihrem Freund gefahren. Paul fühlte liebevolle Zuneigung in seinem Herzen erwachen.

Beim Thema Liebe eilten seine Gedanken gleich wieder zu Friederike und den Ereignissen der vergangenen Nacht. Paul wunderte sich: Er hatte gut geschlafen, fühlte sich erleichtert, auch wenn er sich dagegen wehrte, weil er fand, er müsse aus Buße an seinen Schuldgefühlen leiden. Aber der Angriff auf Friederike hatte ihn auch befreit: All die Demütigungen, die Vor-

würfe, die Trennungen, die Widersprüche, die Zurückweisungen hatten eine Antwort erhalten. Natürlich auf die falsche Weise und zu spät, dachte Paul. Du bist selbst schuld, daß du dich nicht früher auf die richtige Weise geäußert hast, gab er vor sich selbst zu. Er ahnte an diesem Tag natürlich nicht, daß er noch eine Chance bekommen sollte.

10

Am morgen nach dem zusammenstoss mit Friederike ging Paul, ohne mit Barbara Kontakt aufzunehmen, ins Bad und wusch besonders ausführlich seine Hände. Später erfuhr er, daß auch Friederike an jenem Sonntagmorgen so gehandelt hatte. Von ihrer Freundin bekam er des weiteren heraus, daß sie keinem Menschen von der Geschichte erzählen wollte. Nur ihrer Freundin Irene zeigte sie alles: Die Prellungen, die Hämatome, Hautabschürfungen und Verwundungen. Dieter, Friederikes Freund, schien von all dem nichts bemerkt zu haben; jedenfalls sagte es ihm niemand.

Paul wurde beim gemeinsamen Frühstück mit seiner Frau immer optimistischer und handlungsfähiger. Im Gespräch kamen sie zu dem Ergebnis, daß er Friederike einen Strauß Blumen zukommen lassen sollte. Paul besorgte diesen Strauß voller Begeisterung, er suchte jede einzelne Blume im teuersten Geschäft der Alten Stadt sorgfältig aus und ließ von einer Meisterin alles aufs Kunstvollste anordnen. Es war der teuerste und schönste Strauß, den er jemals in Auftrag gegeben hatte. Aber er wollte keineswegs stolz darauf sein. Das ist das mindeste, was du tun kannst, sagte er sich. Und daß ich dieses Zeichen zu senden versuche, kann sie mir nicht verübeln. Sie soll sehen, daß ich bereue und alle Schuld auf mich nehme. Wobei er nicht der Meinung war, daß sein Vergehen so gering sei, daß man es mit einem Strauß Blumen, so teuer er auch immer sein mochte, aus der Welt schaffen könne. Aber wenn sie kein Zeichen deiner Reue erhält, ist sie noch mehr entwürdigt, dachte Paul. Diesen Eindruck wollte er auf jeden Fall vermeiden. Der Strauß wurde von einem Spezialdienst abgeliefert, und zwar vor der Wohnungstür Friederikes, weil niemand zu Hause war.

Am Montag besuchte Paul einen großen und für ihn wichtigen Verlag. Es bedeutete ihm jedoch gar nichts, dort mit den entscheidenden Repräsentanten zusammenzukommen, die ihn hofierten und ihm einen inter-

essanten Auftrag für ein neues Buchprojekt zukommen ließen. Noch Jahre danach hat er dieses Buchprojekt nur zaghaft in Angriff genommen; so sehr waren die damalige Zeit und die damit verknüpften Gedanken in seinem Inneren belastet.

Wegen des Verlagsbesuchs war er am Montag nicht in seinem Stammcafé, er hörte aber von anderen Gästen, die gar nichts von den Wochenend-Ereignissen wußten, daß Friederike hereingeschaut hatte. Darüber wunderte er sich sehr. Wie hätte sie reagiert, wenn auch er dagewesen wäre? Am Dienstagabend suchte Paul das Café auf, hoffnungsvoll und bangend zugleich. Aber an diesem Abend waren nur er und seine Frau da.

Sonst kam niemand, auch Friederike zuerst nicht. Dann ging seine Frau auf die Toilette im ersten Stock. Währenddessen kam plötzlich Friederike herein, langsam, ernst – das heißt: mit völlig unbewegtem Gesicht. Sie trug zwei Taschen in den Händen, als habe sie gerade viel eingekauft. Paul lächelte, mehr bangig als erfreut. Sie schritt zu ihm hin, stellte die Taschen auf eine Bank und sagte: »Das war wirklich nicht nötig«. Dann drehte sie sich um und verschwand. Paul blieb mit offenem Mund sitzen.

Anschließend kehrte Barbara zurück. Gemeinsam betrachteten sie die abgestellten Taschen: In der einen waren die Blumen vom Sonntag, in der anderen alle Geschenke, die er ihr jemals gemacht hatte. Sorgfältig gesammelt und verwahrt. Seine Briefe, die Fotos von ihrer Tochter als Hexe, die Kachel mit der Aufschrift: »Ich hab dich so lieb, ich würde dir ohne Bedenken eine Kachel aus meinem Ofen schenken«, ein Briefpapier aus florentinischem Papier, einige von seinen Büchern und Artikeln, eine bunte Schachtel aus dem *Demel* in Wien, in der die Rosenblätter von seinem allerersten Strauß gesammelt waren und noch manches andere.

Paul war erschüttert und verwundert zugleich. Zum ersten Mal wurde ihm klar, daß er ihr in der kurzen

Zeit ihrer Beziehung sehr viel hatte zukommen lassen – womöglich zu viel. Was wollte er eigentlich mit all dem zeigen? Das wußte Paul nicht. Aber die demonstrative Rückgabe der Geschenke und Briefe brachte ihm eine Erkenntnis: Mit so einem Akt setzt man einen Schlußpunkt unter eine Beziehung – also war diese in ihren Augen doch vorhanden. Von dieser großartigen Erkenntnis hatte er jetzt aber überhaupt nichts.

In den folgenden Tagen sah und hörte Paul nichts von Friederike. Er versuchte auch nicht, sie zu finden, ging aber regelmäßig in sein Stammcafé, wo sie nur selten auftauchte. Als sie das erste Mal hereinkam und Paul sah, machte sie kehrt und verschwand wieder, worüber sich die anderen sehr wunderten. Paul sagte aber nichts. Ob sie ahnten, daß etwas vorgefallen war, das wußte Paul nicht. Diese Geste von ihr verstärkte jedoch seine Betrübnis, welche sich in einen melancholischen Allgemeinzustand wandelte. Paul fühlte sich krank – krank und unglücklich. Aber das geschieht dir recht, dachte er immerfort.

Später erfuhr Paul, daß Friederike sich in diesen ersten Tagen und Wochen nach seinem Angriff ungefähr zweimal mit dem »Fremden« vom Jazzkeller in einem anderen Café getroffen hatte. Danach nicht mehr. Als Paul sich mit dem Fremden vom Jazzkeller über seine Schuld und seine Reue unterhalten wollte, riet dieser, alles zu vergessen. Das sei Vergangenheit, meinte er, und die solle man ruhen lassen, nur so könne man sich davon befreien. Dem wollte Paul in keiner Weise zustimmen, er sagte aber nichts.

Er blieb in seiner Melancholie, ohne weiterzukommen. Er nahm an Gewicht ab, was ihm nicht schadete, denn er war ohnehin zu dick gewesen. Aber er verlotterte auch in anderer Hinsicht: er widmete sich keiner Arbeit, übte weniger Sauberkeit, rauchte viele Zigaretten und trank viel Alkohol. In diesem Zustand bekannte er einer Reihe von Freunden sein Vorgehen gegen Friederike, jedoch ausschließlich solchen, die wiederum sie nicht kannten. Dabei beobachtete er einen

interessanten Vorgang: Die meisten Zuhörer waren der Meinung, Paul brauche sich weiter keine Vorwürfe zu machen; er sei zwar zu hart gewesen, andererseits trage sie einen Teil der Verantwortung. Das mochte Paul nicht akzeptieren. Sie wurde für ihn unantastbar.

An einem der darauffolgenden Montage ging er zur Psychologin. Diesmal sah sie gleich, daß es Paul elend schlecht ging. Er erzählte ihr die ganze Geschichte vom Zusammenstoß. »Für mich gibt es keine Rechtfertigung mehr«, bekannte Paul am Schluß.

Da war die Psychologin anderer Meinung: »Sie wird wieder auf Sie zukommen.« Das mochte Paul niemals glauben. Doch dann erklärte die Therapeutin ihre Theorie über Friederikes Charakter. Zuerst versuchte sie Paul zu beruhigen, indem sie von den vielfältigen Aggressionen sprach, die Friederike vor dem großen Zusammenstoß gegen Paul gerichtet hatte: Ihre Zurückweisungen, das ständige »Wir sehen uns nie wieder« und – nicht zu vergessen – die Bißverletzungen, die sie ihm beigebracht habe, bei deren Erwähnung Paul jedoch abwinkte. Wie froh wäre er jetzt, eine solche Wunde auf seiner Zunge zu spüren!

Dann führte die Psychologin aus, Friederike habe eine sogenannte hysterische Struktur. Die Grundtendenz solcher Menschen liege darin, ständig etwas Neues erleben zu wollen. Sie bräuchten den Wechsel. In der Partnerschaft sei ihr Verhalten von Anziehen und Abstoßen geprägt – und zwar bis zum Extrem. Da mußte Paul zustimmen, das hatte er erlebt und sich nicht erklären können.

Das Bedürfnis nach Neuem und das Anziehen neuer Partner rühre nach Meinung der Psychologin aus der Kindheit einer Frau, und zwar aus der Phase zwischen dem vierten und siebten Lebensjahr. Hier brauche ein Mädchen die Bestätigung durch den Vater, seine gefühlsmäßige, innerliche Zuwendung. Daß Friederike davon nur wenig erhalten habe, schien Paul klar. Warum das so sei, wußte er nicht. Friederike sagte immer, sie sei »ein Papakind« gewesen. Paul »übersetzte«, daß

sie zu wenig Zuwendung erhalten habe.

Wenn das Kind die Zuwendung vom Vater nicht erhalten habe, so die Psychologin weiter, suche sich die erwachsene Frau immer wieder die Bestätigung von einem anderen Mann. Dabei bevorzuge sie Männer, die bereits mit Frauen zusammen seien, um die als Kind erlebte Konstellation Vater-Mutter-Kind »nachzuinszenieren«. Die hysterische Frau versuche in die Beziehung eines anderen Mannes mit seiner Frau einzudringen, um sozusagen die eigene Mutter eifersüchtig aus dem Feld zu schlagen. Auch das konnte Paul bestätigen; hatte er doch gemerkt, welchen Reiz er auf Friederike ausübte, je mehr er mit Barbara zusammen war.

Woher kamen jedoch die Zurückweisungen? Diese erklärten sich nach der Meinung der Psychologin aus der Angst des hysterischen Menschen vor allem Bleibenden, Feststehenden, Dauerhaften und Immerwährenden. Solche Zustände beschneiden ja jegliches intensive Erlebnis, dem der Charakter des Neuen anhaften müsse. Hierzu fielen Paul etliche Beispiele ein. Friederike sprach nämlich des öfteren verachtungsvoll von allem Historischen. Man müsse sich ihrer Meinung nach der Gegenwart, dem Neuen und Heutigen zuwenden – wohingegen ihr das Alte, Überkommene und Traditionelle ein Greuel war, sei es in der Architektur, der Literatur oder in Bezug auf Menschen, die sie schon sehr lange kannte. Als hervorstechenden Beweis führte die Psychologin an, daß Friederike nur maximal fünf Jahre mit einem Mann zusammengeblieben sei. Die Tatsache, daß sie jedes Wochenende starr in die nördlich gelegene Kleinstadt zu Dieter fahre, ließ die Psychologin nicht als Gegenargument gelten: Mit einzelnen »Zwangshandlungen«, zum Beispiel dem Lehrberuf, versuche eine Hysterikerin das Streben nach immer neuen Erlebnissen auszugleichen. Das leuchtete Paul ein.

Paul erinnerte sich, daß Friederike ihn immer zurechtgewiesen habe, er solle endlich aus seinem »Mittelalter« – womit sie seine Liebe zur Geschichte meinte

– herauskommen und mal in der Gegenwart leben. Fast triumphierend registrierte Paul die seither insbesondere bei Jugendlichen aufgekommene Mittelalter-Mode.

Schließlich erarbeitete die Psychologin mit Paul, daß eine Hysterikerin sich selbst herausstellen und ihre eigene Person im Mittelpunkt sehen wolle. Deshalb suche sie geradezu nach unscheinbaren oder farblosen Männern, neben denen sie dann umso mehr strahle. Oder sie schmücke sich mit herausragenden Persönlichkeiten, um von deren Ausstrahlung etwas abzubekommen. Paul konnte sich nun selbst überlegen, zu welcher Kategorie er sich rechnen wolle. Als Friederike ihn kennenlernte, sei er wohl eher ein Häufchen Elend gewesen, meinte er, verlassen von seiner Frau und ziellos durch sein eigenes Leben irrend. Daß Friederike im Mittelpunkt stehen wolle und in allen Gesellschaften das Wort an sich reiße, konnte Paul bestätigen.

Nach all diesen Informationen fühlte sich Paul bereichert, aber verwirrt. Schließlich erhielt er von der Professorin ein Buch über die psychischen Strukturen und mußte sich verabschieden.

Sehr nachdenklich verließ Paul die Analysestunde. Die Psychologin hatte nicht unerwähnt gelassen, daß Paul in Teilen seines Wesens die hysterische Struktur mit Friederike gemeinsam habe. Das sich Hineinsteigern sei bei ihm an jenem Abend sogar noch stärker zum Ausdruck gekommen.

Paul konnte bei der Lektüre des Buches seine Schuld besser erklären, wenn er sie auch nicht wegerklären wollte. Soweit hätte er seiner Meinung nach im Jazzkeller und vor allem danach nie gehen dürfen. Freilich war ihm klar, daß eine »Hysterikerin«, wie Friederike von der Psychologin bezeichnet wurde, zu Dramatisierungen neige; er selbst hätte sich aber nicht so hineinsteigern dürfen, hielt er sich vor. Schließlich war er mit der »Totalanalyse« von Friederikes Struktur nicht ganz einverstanden. Ihr gesamtes Wesen war mit Sicherheit nicht allein durch das Schema der Hysterie erklärbar. Das Mystische zum Beispiel, das sie auch in

ruhigen Momenten ausstrahle, käme bei jener vereinfachenden Erklärung zu kurz. Paul hatte jedoch nicht an seine eigene Kraft der Mystifizierung gedacht.

Jedenfalls hatte diese Professorin der Psychologie einen Keim der Hoffnung in ihn gelegt: »Sie wird wieder auf Sie zukommen«, hatte sie gesagt. Und darauf galt es nun zu warten. Das war von nun an das Motto von Pauls Existenz: »Sie wird wieder auf Sie zukommen. Ich weiß zwar nicht, wie weit es gehen wird, ob Sie wieder miteinander schlafen, aber nach dem Gesetz der Anziehung und des Abstoßens muß eine erneute Annäherung eintreten!«

Und sie trat ein, schneller als Paul erwartete – obwohl er es von nun an kaum erwarten konnte. Eines Tages trat sie wieder durch die Tür des Stammcafés – und setzte sich. Sie nahm demonstrativ weit entfernt von Paul Platz und unterhielt sich ebenso demonstrativ mit anderen Freunden. Aber sie war gekommen und in seiner Gegenwart dageblieben. Paul fühlte sich vollkommen verunsichert und zugleich außergewöhnlich glücklich. Er rutschte auf seinem Platz herum, weil er ständig glaubte, sich vorteilhafter in Positur setzen zu müssen. Und wenn sie etwas sagte, gab er ihr recht, auch wenn es ihm absurd erschien und er der einzige war, der zustimmte. Er wollte auf keinen Fall mehr irgendeine Uneinigkeit zwischen ihnen aufkommen lassen. Sie jedoch beachtete ihn kaum.

Von nun an kam sie fast regelmäßig ins Stammcafé. Das lag sicher nicht an der Anwesenheit Pauls. Er hatte den Eindruck, daß sie demonstrieren wollte: Dieses Café gehört nicht dir, mein lieber Paul, auch wenn du immer drin bist – ich laß mir von dir nicht meine Abendgesellschaft und mein schönes Bier verderben.

Ihre ersten »Annäherungen« waren durch vehemente Aggressionen gegenüber Paul geprägt. Er durfte kaum etwas äußern, ohne daß sie ihn zurechtwies. Und obwohl er – eingeschüchtert – immer weniger von sich gab, warf sie ihm »ständiges Gerede« vor. Paul hatte nun freilich zu »übersetzen« gelernt: Bei allen Zeichen,

die sie von sich gab, reflektierte er mit, was er von ihr psychologisch erfahren hatte. Manchmal »las« er das genaue Gegenteil von dem, was sie äußerte.

Zeigte doch ihr übertriebenes Maß an Ablehnung seiner Person die hohe emotionale Energie, die sie ihm weiterhin entgegenbrachte. Wenn er ein Beispiel aus dem Mittelalter vortrug, schimpfte sie über dieses Thema in höchster Erregung: »Du immer mit deinem Mittelalter! Komm doch mal endlich zurück! Wir leben in der heutigen Zeit. Das Mittelalter ist vorbei, verstehst du, längst abgehakt. Du mußt endlich die Gegenwart registrieren …« und so weiter. Sie hatte also erkannt, so Pauls Übersetzung, daß dieses Mittelalter-Beispiel interessante Gesichtspunkte eröffnet, mit denen man sich intensiv auseinandersetzen muß. Außerdem litt sie es nicht, wenn man eine Thematik ansprach, bei der sie nicht mitreden konnte. Belehrungen waren überhaupt das letzte, was sie ertragen konnte.

Sie selbst sprach gern, oft und viel über frühere Zeiten. Über die Personen, die sie kannte, wo sie sich aufhielten, welche Sitten und Gebräuche früher vorherrschten, was sich in den letzten Jahrzehnten in der Alten Stadt äußerlich verändert hatte, welche Läden zugemacht hatten und so weiter. In allem argumentierte sie extrem von *ihrem* Standpunkt aus, vor allem was die Kindererziehung oder deren Schulbildung betraf. Übergeordnete Maßstäbe – also das Feste, Bleibende, Beständige – kannte sie nicht. Andererseits war sie der Meinung, daß man anderen Leuten nicht hineinreden dürfe, auch wenn sie anderen Menschen etwas antun. Als sich ihre Tochter einmal darüber aufregte, daß in Afrika heute noch kleine Mädchen an der Klitoris beschnitten werden, sagte sie nur: »Wenn die das wollen …« Paul hätte sich fürchterlich über diesen Standpunkt aufregen können, sagte aber nichts; denn was er ihr angetan hatte, das würde sie sicher niemals akzeptieren.

Er spürte ja, wie sehr sie ihren Standpunkt, ihre Persönlichkeit bewahren mußte. Daran war ja nicht

zuletzt er selbst schuld. Durch all die Verletzungen und Trennungen, all die Kämpfe, die sie in ihrem Leben erlitten hatte, war ihre Persönlichkeit im Innersten nach der Meinung Pauls schwer beschädigt worden. Nun mußte sie die Reste zusammenhalten und immer und immer wieder ihren Standpunkt, den sie radikal aus der Situation heraus formulierte, verteidigen bis zum letzten.

Deswegen hielt er es leicht aus, wenn sie an seiner Kleidung herumkritisierte – wie gern hätte er sich ausgezogen, und zwar sofort! Er hielt es aus, wenn sie seine Ausdrucksweise unmöglich fand; ging doch seine Leserschaft, die seine Sprache offensichtlich gut fand und Geld dafür bezahlte, in die Hunderttausende. Vielleicht wollte sie in Wirklichkeit sagen: »Ich möchte wieder einmal deine liebevollen Worte hören, deine Komplimente, deine Tröstungen und überhaupt: deine verbalen Liebkosungen.«

Paul übersetzte und übersetzte, sah aber kein Ende ihrer Ablehnung und ihres Widerspruchs gegen ihn. Die Aggression wider seine Person driftete unaufhaltsam auf eine Eskalation zu. Paul hatte inzwischen gelesen, daß diese bei zwei hysterischen Charakteren einfach nicht zu vermeiden sei.

Ein wichtiger Termin war an einem Wochenende, an dem ein Straßenfest in einer romantischen Gasse der Alten Stadt veranstaltet wurde. An einer Stelle mündeten diese Gassen in ein idyllisches Plätzchen, an dem Faßbier ausgeschenkt und Bratwürste verkauft wurden. Paul war am Freitagabend, als das Fest begann, hervorragend gelaunt, zumal er Friederike von Ferne in den Straßen gesichtet hatte – ein untrügliches Zeichen dafür, daß sie an diesem Wochenende die Mauern der Alten Stadt aus irgendeinem Grund nicht verlassen würde. Mit Sicherheit würde sie zum Fest kommen; denn Feste lassen sich Hysteriker wie Paul und Friederike selten entgehen. Zwischenzeitlich hatte sie sich freilich in die Idee hineingesteigert, nie wieder auszugehen, aber auch in dieser Hinsicht waren immer wie-

der Wechsel zu erwarten.

Paul stand an jenem warmen Abend betrunken an einem hohen Tisch und trank mit einigen Bekannten. Kurzzeitig blieb er allein. Plötzlich geschah das Wunder: Friederike erschien und stellte sich an seinen Tisch. Da wurde Paul klar, wie sehr er von ihrer Tendenz, das Vergangene vergangen sein zu lassen, profitierte. Ob sie ihm endgültig verziehen hatte, das wußte er nicht.

Er geriet beim Straßenfest in Rage vor Begeisterung und plapperte drauflos, um sie möglichst gut zu unterhalten. Nur ganz alltägliche, unverbindliche Themen wurden angesprochen, zumal Friederikes kleinere Tochter dabei war. Paul sprach aus glitzernden Augen, die Bratwürste dampften, das Bier schmeckte herzhaftkühl, die Leute waren fröhlich und die prächtigen alten Barockhäuser, die sich an den engen Seitengassen drängten, erhöhten den Rausch in eine fast jenseitige Sinnlichkeit hinein.

Plötzlich, als sich die gelben Lichterketten von der warmen Abendbläue abzuheben begannen, brach es aus Friederike heraus: »Immer siehst du dich im Mittelpunkt! Kannst du dich nicht mal etwas zurücknehmen? Alles beziehst du auf dich, ständig stellst du dich heraus und gehst mir damit maßlos auf die Nerven. Reiß dich mal zusammen, du bist nicht der einzige auf der Welt, es gibt noch andere Leute. Was bildest du dir eigentlich ein?«

Da gab es nichts zu übersetzen. Sie hatte recht. Paul wollte sich, zumindest ihr gegenüber und zumindest heute Abend, fortwährend in den Mittelpunkt spielen, gesteigert von seiner Trunkenheit. Er antwortete nichts auf ihre Vorwürfe und blieb verdattert stehen. Sie wandte sich ab, nahm ihre Tochter in die Hand und stob wutentbrannt davon. Nach wenigen Schritten hatte sie Richard erreicht. Sie sprach ihn an, Paul sah ihn nicken. Dann legte sie ihren Arm auf seine Schulter und schob ihn fort von Paul.

Paul stand allein herum, betrunken, überrascht,

aber nicht zu Tode betrübt. Sie hat dir eine Menge emotionaler Energie zukommen lassen, dachte er. Du bist ihr nicht egal, und das ist das Tollste. Wenn du ihr egal wärst, hätte sie nicht das Anliegen, dich dermaßen zu kritisieren und vor den Augen aller herunterzumachen. Wegen der anderen Leute machte sich Paul allerdings schon lang keine Gedanken mehr. Falls jemand die Szene mitbekommen hätte, sähe Friederike auf jeden Fall schlechter aus, wie sie ihn so aus heiterem Himmel fertigmachen wollte, dachte Paul. Lange stand auch er nicht mehr an seinem Platz. Richard und Friederike sind sicher in die Alte Weinstube gegangen, dachte er. Dort geh ich jetzt auch hin.

Er nahm torkelnd den Hintereingang zur Alten Weinstube. Mit dem ersten Blick nahm er Friederike mit ihren beiden Töchtern wahr, wie sie in einer großen Runde am Stammtisch saßen. Wieder war kein Platz mehr im Stammtischraum, einzelne Gäste mußten bereits stehen. Paul ließ sich nicht lange aufhalten, sondern wankte durch und sagte: »Ist ja alles voll hier. Ich trink unten was«, und begab sich ins unterhalb liegende Gastzimmer. Dort war es vollkommen leer. Paul setzte sich allein an einen größeren Tisch und starrte vor sich hin. Kurz darauf kam die Bedienung und fragte: »Geht's dir nicht gut? Du bist so allein.« Er antwortete, daß alles in Ordnung sei, und sie möge ihm nur ein Bier bringen.

Kurze Zeit danach kam sie mit dem Bier und setzte sich neben Paul. Sie begann ein Gespräch über alles mögliche, um ihn seelisch zu betreuen. Anschließend kam noch ein anderer Freund Pauls, schließlich sogar die Eigentümerin der Alten Weinstube, alle sich um den »einsamen« Paul bemühend. Ein anderer Besucher der Weinstube, ein nicht besonders bekannter Künstler, begann Paul zu zeichnen. Ihm war das lästig. Er wollte lieber allein sein – aber da war vorerst nichts zu machen. Plötzlich schoß Friederike vorbei, zum Ausgang strebend, ihre beiden Töchter an den Händen mitzerrend. Ohne einen Ton von sich zu geben oder

auch nur zu Paul hinzuschauen war sie verschwunden.

Jetzt war Paul erst richtig erschüttert. Er sah eine grundsätzliche Verständigungskrise. Wie sollte das weitergehen? So konnte keine neue Beziehung aufgebaut werden. Er sah eine ewige Zeit einsamer Sehnsucht auf ihn zukommen. Was die anderen zu seinem Trost vorzubringen hatten, wußte er nicht mehr. Er erinnerte sich nur daran, daß die Eigentümerin der Alten Weinstube mit den anderen Bedienungen über einen jüngst erfolgten Besuch Friederikes sprach. Friederike habe dauernd schlecht über den abwesenden Paul geredet und ihm vorgeworfen, er habe sie verfolgt. Das nahm man ihr jedoch nicht ab. Alle amüsierten sich köstlich über diese Vorwürfe Friederikes; denn man habe ja beobachtet, wie sehr *sie* selbst Paul verfolgt hatte, als er zum Beispiel mit seiner Frau in der Alten Weinstube zu Gast gewesen war.

In den folgenden Tagen und Wochen, in denen es immer wärmer wurde, zermarterte Paul sich das Hirn, ob und wie er doch wieder mit ihr Kontakt aufnehmen könnte. Fast täglich war er im Café sowie in der Alten Weinstube und trank und rauchte, was er nur konnte. Ständig gingen die Bilder der Erinnerung durch seine Gedanken, wobei sich die erste Zeit mit Friederike verklärte, so daß sich sein Schmerz über seine Gewaltanwendung steigerte.

Eines Tages hielt er es nicht mehr aus. Es war außergewöhnlich schwül. Von der vorigen Nacht war sein Blut noch stark mit Alkohol angereichert. In der Redaktion wurde ihm plötzlich schwindlig und er kippte um. Sie riefen den Notarzt, der eine vorübergehende Kreislaufschwäche diagnostizierte. Der Notarztwagen brachte ihn heim, wo Barbara auf ihn wartete. Paul und Barbara unterhielten sich zuerst über die äußerlichen Gründe seines Zusammenbruchs, zum Beispiel das Wetter und den Alkohol. Dann brach es unter Tränen aus Paul heraus: Er halte es einfach nicht mehr aus, mit Friederike nicht versöhnt zu sein.

Barbara wahrte die Vernunft. Sie griff zum Telefon,

rief Friederike einfach an und berichtete ihr vom Geschehenen. Sie fragte nur: »Hast du eine halbe Stunde Zeit?« Als Barbara bejahte, vereinbarten sie ein Treffen im Palais-Café.

Paul erfuhr später von Barbara haarklein, was sie miteinander besprochen hatten. Auch von Friederike erhielt er das »Protokoll« aus ihrer Sicht. Sie meinte, als er sie einige Tage danach im Stammcafé allein antraf, er habe Barbara »vorgeschoben«. Außerdem fand sie Barbara eine »ganz großartige Frau«.

Barbara jedoch beurteilte Friederike als nicht ganz ehrlich zu sich selbst. Paul erklärte dann, daß er gelernt habe, ihre Aussagen zu übersetzen, was auch Barbara für nötig hielt. Sie berichtete, Friederike habe ihre ganze Lebensgeschichte erzählt, um ihre Thesen zu untermauern. Vor allem legte sie Wert darauf, daß es nun mit Paul endgültig aus sei, er habe seine Chancen bei ihr endgültig verspielt. Zum Hinweis Barbaras, daß Paul sich sehr allein fühle, meinte sie nur, bisher habe noch jeder eine andere gefunden, das sei ihrer Meinung nach kein Problem.

Ihre Erfahrungen mit Männern machten ihr klar, daß es nach so einer Gewaltanwendung keine Beziehung mehr geben dürfe. Als Barbara vorbrachte, daß sie Pauls Eifersucht über die Maßen herausgefordert habe, warf sie zurück, daß ihr Verhalten ganz »normal« gewesen sei: Sie habe an jenem Abend viele ihrer alten Freunde getroffen, mit denen man schon einmal Händchen halten oder enger beieinanderstehen dürfe. Später, im Stammcafé, betonte sie Paul gegenüber, daß sie sich die Schuld nicht in die Schuhe schieben lasse, worauf Paul beteuerte, daß er das nicht im mindesten vorhabe. Ihm war ja von der Psychologin her bekannt, daß Hysterikerinnen niemals die Schuld für etwas übernehmen würden.

Nun wollte sie Barbara gegenüber ihre Erfahrungen mit Männern demonstrieren und schilderte ihre Ehe sowie die drei bis vier darauffolgenden Beziehungen, die jeweils durchschnittlich fünf Jahre gedauert

hatten. Insgesamt meinte sie, daß sie niemanden brauche, außer ihre Töchter. Das seien die einzigen Menschen, die sie wirklich nötig habe. Über Dieter sagte sie, das sei der Mann ihres Lebens, den sie wirklich liebe. Zu ihm gehöre sie nun, auch wenn er von seiner Frau getrennt lebe und nicht einmal geschieden sei. An manchen Wochenenden sehe sie ihn überhaupt nicht, weil er sich bei seinen Kindern aufhalte.

Barbara hörte sich alles geduldig an und bat für Paul nur um irgendeine Art der Versöhnung. Er wolle ja gar keine Beziehung mehr mit ihr beginnen, sondern nur noch im Café mit ihr an einem Tisch sitzen können, ohne verfeindet zu sein. Das akzeptierte Friederike, betonte aber, daß auch sie keine Beziehung mehr zu Paul haben wolle.

Diese Vereinbarung nahm Paul erst einmal hin. Er sah eine Zukunft voraus, in der er sie ab und zu einmal träfe, aber Küsse oder sexuelle Begegnungen würde es nicht mehr geben. Ich muß eine andere Frau finden, sagte er sich, mit Friederike ist alles endgültig vorbei. Ich muß mich von ihr lösen, ein für allemal.

Mit einem Mal wurde die bisherige Beziehung zu Friederike eine abgeschlossene Geschichte für Paul. Sofort begann er alles aufzuschreiben, was ihm sehr half, die zurückliegenden Monate zu verarbeiten. Immer wieder hörte er dabei den Song von Joe Cocker: *Unchain my heart*. Die ersten Sätze, die er über sich selbst in der dritten Person aufschrieb, lauteten:
Endlich bin ich losgelöst von diesem Biest. *Unchained*, dachte Paul. Und dann: Ich liebe sie noch immer. Ich muß die ganze Zeit an sie denken.

Er traf sie nun in verschiedenen Lokalen, in ihre Wohnung gelangte er nie. Auf der Basis der Vereinbarung vom Palais-Café kehrte in den beiderseitigen Umgang höchste Normalität ein. Die erotische Spannung griff nicht mehr über. Das einzige, was sie zum Zusammenstoß von damals äußerte, war die Bestätigung, daß sie ihm verziehen habe. Nur: Paul konnte sich selbst nicht verzeihen. Ansonsten sprachen sie ausschließlich

über Alltäglichkeiten, alles andere wiegelte sie ab. Die *gesamte* Vergangenheit schien für sie begraben. Da konnte Paul sie anschmachten wie er wollte.

Er begann wieder mehr zu schreiben, weil er darin eine Möglichkeit sah, Liebessignale zu übersenden. Ob sie diese registrierte, wußte er nicht. Sie sprach jedenfalls nie über seine eindeutigen Anspielungen in irgendwelchen Zeitungsartikeln, und es wurde Paul nie klar, ob sie das Feuilleton überhaupt regelmäßig durchsah.

In einem ihrer Briefe hatte sie geschrieben: »Er spricht zur Zeit viel vom Schweben.« Entsprechend schrieb er in einer Kritik vom »schwebenden Stil« eines neuen Romans. Außerdem hatte sie einmal das Wort »Augen-Blick« erwähnt und getrennt notiert, was Paul nun des öfteren wiederholte, zum Beispiel in Besprechungen von neu erschienen Gedichtbänden. Die Redakteure freuten sich über die stilistischen Motive Pauls und waren ganz begeistert über seine schriftstellerische Wiederbelebung. Schließlich verfaßte er aus einer Laune heraus einen Essay über Prag, das er sehr lieben gelernt hatte. Vor Jahren sollte er nämlich einen Reiseführer über diese Stadt schreiben und einige Fotos darin veröffentlichen. Den Essay kleidete er in eine Liebesgeschichte zwischen zwei Menschen, die von der Alten Stadt aufbrachen, um sich und die andere alte Stadt, nämlich Prag, neu kennenzulernen. Dieser Essay war gespickt mit internen Anspielungen an Friederike. Ob sie diese Anspielungen registrierte oder bis ins letzte erkannte, das wußte Paul nicht.

Er versuchte mit allen Mitteln, sie wiederzugewinnen. Er kehrte sogar zu einer geläuterten Form der Religiosität zurück. Der Dom der Alten Stadt schien ihm gerade gut genug zur Stärkung seiner inneren Kraft. In einer mystischen Seitenkapelle waren die Schädel des heiligen Kaiserpaares, das den Dom vor eintausend Jahren erbauen ließ, neu präsentiert worden. Davor steckte Paul drei Kerzen auf: eine für Barbara, eine für Friederike und eine für sich. Dann fügte

er noch drei Kerzen für aller drei verstorbene Mütter hinzu. »Wie beim verlorenen Sohn«, dachte er, »die Mutter ist verstorben, nur der Vater spielt eine Rolle.« Gott würde alles richtig fügen, meditierte er vertrauensvoll, ohne eigenen Willen. Das war sein Gebet.

Über das Kaiserpaar wurde ein Eifersuchtsdrama als Legende erzählt. Paul erinnerte sich daran, als er am Sarkophag der Heiligen vorüberkam. Dem Kaiser, so hieß es, seien aufgrund von Verleumdungen Zweifel an der Treue seiner Frau entstanden. Er war ja oft auf Kriegszügen und bekanntlich impotent. Um seine Zweifel zu beseitigen, ließ er die Kaiserin im Rahmen eines *Gottesurteils* barfuß über glühende Pflugscharen gehen – was sie schadlos überstand. Sie war unschuldig. Paul fiel auf, daß anschließend niemand von der Schuld des Kaisers sprach, der seine Frau aufgrund falscher Verdächtigungen so grausam überprüft hatte.

Offensichtlich haben sich die Kategorien von Schuld und Unschuld immer wieder verändert, sie sind stark von den jeweiligen Machtstrukturen abhängig gewesen, dachte Paul. Wer die absolute Macht hatte, konnte niemals schuldig werden. Deshalb ist es problematisch, einen damaligen Kaiser, der später heiliggesprochen wurde, nach heutigen moralischen Maßstäben zu beurteilen. Trotzdem fand Paul es nicht richtig, jede Schuld mit allen Mitteln wegzuerklären, wie das heute geschehe. Er nahm sich vor, in seinem Fall nicht so zu verfahren. Er wolle weder seine Schuld wegerklären noch dieselbe heldenhaft vor sich hertragen.

Seinen Dombesuch in der Alten Stadt absolvierte Paul an einem Sonntag. Am Montag erhielt er einen Anruf von einem mit ihm befreundeten Verleger, der mit ihm einen Gesprächstermin vereinbaren wollte. Noch am selben Abend trafen sie sich in der Alten Weinstube und unterhielten sich über Prag. Der Verleger war von Pauls Prag-Essay ganz begeistert. Später kamen noch zwei Fotografen-Kollegen dazu, die von den berühmten Prager Fotografen schwärmten. Alle ventilierten die Idee eines gemeinsamen

künstlerischen Projekts mit Fotografen aus Prag und den Fotografen der Alten Stadt, die in vieler Hinsicht mit Prag verwandt war. Zum Beispiel stand ein großer Teil der Alten Stadt unter dem Denkmalschutz der Vereinten Nationen, genauso wie der innere Bezirk von Prag.

In den nächsten Wochen überschlugen sich die Ereignisse. Paul und seine Fotografenfreunde nahmen Kontakt mit fünf berühmten Prager Fotografen auf, unter anderem mit Stanislav, Jan und Antonín, die sie von früher her gut kannten. Auch die Stadtverwaltungen sowie die Kultusministerien der Länder wurden einbezogen, jeder aktivierte seine Beziehungen. Schließlich stand die Finanzierung für das Austauschprojekt: Die Prager Fotografen sollten Motive in der Alten Stadt fotografieren und die Fotografen der Alten Stadt sollten in Prag so arbeiten, wie es ihrem Stil entsprach. Jeder Künstler sollte seinen Ideen nachgehen können – ohne ein repräsentatives Gesamtbild der alten Städte gestalten zu wollen. Die Ergebnisse sollten auf Ausstellungen in beiden Städten und in einem Katalog präsentiert werden.

Paul war begeistert. Er konnte die erste gemeinsame Prag-Fahrt gar nicht erwarten. Einen Monat vorher fuhr er schon einmal mit Barbara und seiner gesamten Kamera-Ausrüstung los. In der Tasche hatte er neben seinem Presseausweis ein Empfehlungsschreiben des Prager Bürgermeisters an die tschechischen Behörden. Alle Türen sollten ihm offenstehen.

»Paul und Barbara nahmen ihr gewohntes Zimmer im Hotel Paris am Pulverturm. Es war inzwischen renoviert und vom zwielichtigen Charme des heruntergekommenen Sozialismus befreit worden. Am ersten Tag warfen sie nur ihr Gepäck ins Zimmer, wuschen sich und begaben sich in ein nahegelegenes Straßencafé. Paul freute sich besonders über die nahtlos wiederbelebte Kaffeehaus-Kultur in Prag, die es mit Wien, Salzburg und anderen europäischen Metropolen in eine Reihe stellte. Das Zusammensein mit Barbara gestal-

tete sich wunderschön, sie war ja sehr an Kultur interessiert und begierig auf schöne Reisen.

Die Stadt war nicht so sehr von Touristen überschwemmt wie zu anderen Zeiten. Man war mitten im Frühling, die Sonne lag von Dunst ungebrochen über der Stadt. Paul fotografierte bereits von seinem Platz im Café aus, zuerst nur einige originelle Szenen, zum Beispiel eine Kellnergruppe oder eine Plakatwand, vor der ein Bettler saß.

Dann entdeckte er die ersten Gerüste. In der ganzen Innenstadt wurde an allen Ecken und Enden neu gebaut und renoviert. Die Absperrgitter, Gerüste und die damit verbundenen Lichtmuster begannen Paul zu faszinieren: riesige Gerüste in den Kirchen, das Gitternetz des Pflasters auf dem Altstädter Ring, verhängte Gerüste vor Fassaden oder Hausfiguren, an deren Renovierung man gerade arbeitete. In seinem Übermut stieg Paul über die Leiter auf eines der Gerüste und fotografierte in Großaufnahme die schweren Hände eines Arbeiters, der mit seinem Schlauch die Steinfüße steinerner Giganten abspritzte. Als er wieder unten war, verhandelte Barbara mit zwei Streifenpolizisten. Als Paul seine Ausweise zeigte, ließ man ihn in Ruhe.

Barbara ließ Paul später einige Stunden allein, um Buchhandlungen, Antiquariate und andere Geschäfte aufzusuchen. Paul machte so manche Doppelbelichtung, die als eine seiner Spezialitäten galt. Er verstand sich gut mit seiner Frau in Prag, und das taten sie immer, wenn sie auf Reisen waren. Nach wenigen Tagen traten sie allerdings die Rückreise an, denn Barbara mußte in die Schule zurück. Da war Paul traurig. Er hätte gern ihr gemeinsames Leben einfach so fortgesetzt. Ähnlich erging es vielleicht Barbara, die innerlich mit der Bindung an ihren Freund kämpfte und neue Perspektiven des Zusammenlebens mit Paul aufleuchten sah.

Eine Woche, nachdem Paul in die Alte Stadt zurückgekehrt war, brach er zum zweiten Mal nach Prag auf, diesmal mit der Gruppe der Fotografen der Alten

Stadt. In der Zwischenzeit wertete er seine ersten Arbeiten aus, die ihn noch nicht ganz befriedigten. Er legte als durchgehendes Motiv seiner Prag-Arbeit das Thema »Gerüste und Gitterstrukturen« beziehungsweise »Absperrungen« fest.

Der nun anbrechende »offizielle« Prag-Aufenthalt weitete die Seele Pauls ganz enorm und deprimierte ihn zugleich auf bisher nie gekannte Weise. Gleich am ersten Abend lernte die Gruppe, die bei den Prager Fotografen übernachtete, ihre Kollegen besser kennen. Man wurde zu Empfängen des Prager Bürgermeisters geladen und die hiesige Presse interessierte sich sehr für das gesamte Projekt, das ihrer Meinung nach den europäischen Gedanken fördere. Einen halben Tag lang begleitete ein Prager Fernsehteam die Gruppe aus der Alten Stadt, um sie bei ihrer Arbeit zu beobachten. Trotzdem ahnten sie nicht, welch großer Erfolg ihnen im nächsten Jahr bei der Ausstellung bevorstand: In ganz Prag sollten türgroße Plakate hängen und die gesamte Presse würde darüber berichten.

Während ihres Pragaufenthalts gingen sie jeden Abend in die Stammkneipe der Fotografenkollegen auf der *Kleinseite* und lernten viele Leute kennen. Meistens konnten sie sich mit ihnen auf Deutsch oder Englisch unterhalten. Sie besuchten unter anderem einen berühmten Filmregisseur und einen Historiker von der Karls-Universität. Paul sammelte nebenbei viel Material für geplante Artikel oder Bücher.

Jeden Morgen nach dem Aufstehen trafen sich die Fotografen der Alten Stadt in einem Café und nahmen ein üppiges Frühstück ein. Dann streiften sie mehr oder weniger ziellos durch die Innenstadt und deren Randbezirke, manchmal allein, manchmal alle zusammen. Jeder fotografierte das, was ihn interessierte. Die Sonne war noch heißer geworden – die Temperatur in Prag sollte in diesem Jahr einen Hitzerekord erreichen. Aber das störte Paul nicht. Er liebte das heiße Wetter und freute sich über die guten Belichtungsmöglichkeiten.

Einige Erlebnisse prägten sich Paul ganz besonders ein. Während seiner Suche nach Gerüsten stieß er auf einen abgelegenen Platz vor, auf dem gerade Dreharbeiten für einen historischen Film im Gange waren. Und an einer Hausfassade hatte man doch tatsächlich ein altes Holzgerüst aufgebaut, mit Seilen und alten Schrauben, wie sie im Mittelalter üblich gewesen sein mußten. Während einer Filmszene sollten die grausamen Bestrafungsmethoden vorgeführt werden: Ein Dieb war gefangen genommen und gefesselt worden. Seine Hände waren mit groben Eisen umschlungen, die Rechte war zusätzlich an einen Block gekettet und sollte abgeschlagen werden. Aus größter Nähe, in Großaufnahme, filmte der Kameramann erst die originale, sich windende Hand des Mannes auf dem Block. Anschließend wurde eine Plastikhand hindrapiert und von einem Plastikarm abgeschlagen. Doch diese Szene konnte Paul einfach nicht beobachten, er mußte wegschauen, auch wenn es nur eine Plastikhand war. Während er sich abwandte und die Augen zuhielt sah er die Hand Friederikes wie in einem Traum – zuerst ihn zärtlich berührend, dann seinen Arm streichelnd. Und plötzlich sah er, wie diese Hand abgeschnitten wurde.

An einem der letzten Tage, als es besonders heiß war, betrat Paul den alten jüdischen Friedhof. Jedesmal überfiel ihn dort ein seltsames Gefühl von kultischer Ausstrahlung, auch wenn viele Touristen herumliefen. Er ging zum Grab des Rabbi Löw, strich mit der Hand sanft über die verwitterten Inschriften und ging weiter. Dann kam ihm eine Idee. Er legte nicht das übliche Steinchen auf eine der Grabplatten, sondern den kleinen, blauen Glasstern, den ihm Friederike einmal zugesteckt hatte und den er seitdem in seiner linken Hosentasche trug. Eine halbe Stunde lang fotografierte er an diesem Motiv herum. Schließlich nahm auch er ein Zettelchen, schrieb darauf: »Sie soll mich wieder lieben« und steckte es, gemäß dem Brauch, zwischen die Ritzen des Sarkophags.

Am ersten Abend, nachdem sie aus Prag zurückge-

kehrt waren, gingen die Fotografen in die Alte Weinstube. Friederike saß mit einigen Freunden am Stammtisch. Stundenlang wurden die Fotografen über ihre Erlebnisse ausgefragt. Beim Abschied flüsterte Friederike Paul ins Ohr, daß sie morgen Nachmittag in einem Café zu finden sei, das sich im »Haus zum Kamel« befände.

Paul traf sie im Café allein an und setzte sich zu ihr. Sie tranken miteinander und redeten nicht viel. Friederike lächelte ihn an, charmant wie früher. Schließlich nahm er sich ein Herz und strich ihr mit zarter Hand schwebend über die linke Wange – und sie neigte sich unendlich sanft, nahezu unmerklich, doch unübersehbar, seiner Hand entgegen.

Sein Herz krampfte. Als habe sie sich darin verbissen, wie Hunde sich in Fleisch verbeißen. »Küss mich noch einmal, bitte!«, sagte er. Aber ein guter Engel nahm seine Seele mit sich fort. Das waren jetzt nicht deine Hände, sagte er wohl noch.

ENDE

DER AUTOR

Andreas Reuß, geboren 1954 in Bamberg, Studium und Referendariat in Regensburg, Würzburg und München, lebt in Bamberg als Religionsphilologe, Fotograf und Berater von Kulturprojekten. Zahlreiche Veröffentlichungen, unter anderem Gedichte, Romane, Biographien und Kulturführer.